

<sup>10</sup>  
METZLER LEXIKON  
ANTIKER AUTOREN

*Mit 61 Abbildungen*

*Herausgegeben von  
Oliver Schütze*

Verlag J. B. Metzler  
Stuttgart · Weimar

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort	v
Artikel A–Z	1
Bibliographische Abkürzungen	771
Glossar der Fachbegriffe	773
Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	774
Namenregister	779
Bildquellen	791



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Metzler-Lexikon antiker Autoren* / hrsg. von Oliver Schütze.  
– 1. Aufl. – Stuttgart ; Weimar : Metzler, 1997  
ISBN 3-476-01547-5

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-476-01547-5

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1997 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung  
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart  
Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt  
Satz: Typomedia Satztechnik GmbH, Scharnhausen  
Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm  
Printed in Germany

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

J.N.  
54013

## Vorwort

Das *Metzler Lexikon antiker Autoren* (MLAA) ist ein Nachschlagewerk für Leserinnen und Leser antiker Literatur und solche, die es werden wollen. Gerade für letztere gilt es, Schwellen zu überwinden, die durch eine von Textstellennachweisen und Testimonien beschwerte lexikalische Information nicht niedriger werden. Nun ist die Frage, wie antike Texte überliefert worden sind, von den Texten selbst nicht zu trennen; Philologen verfolgen detektivisch Überlieferungsspuren, fügen Textreste in Archäologenarbeit zusammen und befreien mit Hebammenkunst ganze Schriften aus anderen Textcorpora – diese besonderen Bedingungen sollte der Leser nicht vergessen, wenn er eine moderne Textausgabe in der Hand hält. Die im MLAA vorgelegten Artikel aber lassen diese Fragen zum größten Teil beiseite und versuchen statt dessen, die Informationen zu Leben, Werk und Wirkung in ein – kürzeres oder längeres – Porträt des jeweiligen Autors zu integrieren, das die Voraussetzungen und Eigenarten seines Schaffens erläutert und so eine Brücke baut zu unserem heutigen Literatur- und Kulturverständnis. Nicht selten wird hier gewertet und empfohlen – die Verfasser, allesamt in der Philologie zu Hause, haben die Gelegenheit genutzt, einmal etwas freier über ihre »Lieblingsautoren« zu schreiben.

Die Zielsetzung dieses Autorenlexikons bestimmt zugleich auch seine Grenzen: Weder kann es die in einer Literaturgeschichte mögliche Beschreibung von historischen Prozessen, etwa der Gattungsgeschichte oder bestimmter literarischer Strömungen, leisten noch sind hier alle oder auch nur die meisten der Autoren der Antike repräsentiert. Die 460 Artikel bieten aber den Großteil der Autoren, über die sich mehr Mitteilung machen läßt als lediglich die Konstatierung spärlicher Fragmente und Nachrichten, Autoren, deren Werk in der einen oder anderen Form Wirkung hatte bis in unsere Tage, sei es als dauerhafter Teil der Weltliteratur, *monumentum aere perennius*, wie es Horaz errichtet hat, sei es als Quellenwerk, das für die heutige historische Forschung von großem Wert ist – unter diesem Aspekt ist beispielsweise eine größere Anzahl von nur fragmentarisch überlieferten Historikern aufgenommen worden. Auch wurden die bedeutenden anonymen Texte und Sammlungen berücksichtigt, etwa der Alexander- und der Trojaroman, die großen Gedichtanthologien, die Annales, die Panegyriker, die gnostischen, hermetischen, orphischen und pseudopythagoreischen Schriften bis hin zu asklepiischen Inschriften und Zauberpapyri. – Auch historische Entwicklungen und literarische Traditionsbildung lassen sich, geht man den impliziten Verweisen (auf einen »Wald« von Verweisfeilen wurde verzichtet) auf andere Artikel nach, durchaus verfolgen. Frappierend ist die Weltläufigkeit der antiken Literatur (erstaunlich allein schon, wie oft und wie weit gereist wurde!), die sich in der beständigen Bezugnahme auf Früheres und Gleichzeitiges ausdrückt – »Intertextualität«, und zwar über die ständig präsenten Homer und Platon, Vergil und Cicero hinaus, von der sich entfaltenden Tradition christlicher Literatur ganz zu schweigen.

Gegenstand des Lexikons ist die Literatur der griechisch-römischen Mittelmeer-Oikumene von den Anfängen der überlieferten Literatur im 8. Jahrhundert v. Chr. bis zum Ausgang der Spätantike (mit einigen »Ausreißern« in die byzantinische Zeit).

treten sein, versucht er doch, andere für seine Sache durch literarische Werke zu gewinnen: Aus Diogenes Laertios (VI 72) und Philodem (*Über die Stoiker*) läßt sich erschließen, daß D seine Gedanken wie Platon in einer *Politeia* zu Papier brachte. Daneben hat D. auch Tragödien verfaßt, obwohl schon in der Antike umstritten war, ob die bezeugten Titel tatsächlich dem Kyniker D. zuzuweisen sind. Nach den wenigen Fragmenten zu schließen, stand auch in den Tragödien die kynische Philosophie im Mittelpunkt.

Die Ursache von D' Kampf gegen Normen und Traditionen fand die spätere Legendenbildung in einem Befehl des Gottes Apollon: D' Vater Hiketas, der oberste Finanzbeamte von Sinope, sei von einflußreichen Bürgern aus der Heimat vertrieben worden, nachdem er minderwertiges Geld durch einen Stempel gekennzeichnet und so die Wohlhabenden geschädigt habe. Mit seinem Sohn habe er sich nach Athen begeben. D. nun habe in dieser schwierigen Lage das delphische Orakel um Rat gefragt und zur Antwort erhalten, er solle das *nomisma* («Münze» oder «Konvention») entwerten. D. habe *nomisma* im Sinne von «Konvention» verstanden und von da an dieser den Kampf angesagt. Seine unkonventionelle Lebensführung brachte D. den Spottnamen «Hund» (*kýon*) ein, den er als treffende Beschreibung seines bedürfnislosen Lebens annahm und den die, die sich in der Nachfolge des D. sahen, als Namen ihrer philosophischen Richtung führten («Kyniker»).

Mag auch hinter den zahlreichen Anekdoten und Bonmots, die man D. zuschrieb, die historische Persönlichkeit kaum erkennbar sein, wird jedoch gerade durch den Tenor vieler Geschichten das Faszinierende deutlich, das von ihm ausgegangen sein muß. Wie keine andere Persönlichkeit – vielleicht mit Ausnahme Alexanders – drückte er durch seine Einstellung und Aussprüche aus, daß er in einer Zeit des Umbruchs lebte und gleichsam an einer Epochenchwelle stand. Als Schüler des Antisthenes, von dem er die Idee des bedürfnislosen Lebens empfing, steht er in der Nachfolge des Sokrates, besonders die Betonung der Eigenverantwortlichkeit des Menschen und die Provokation, die er für seine Mitbürger darstellte, weisen in diese Richtung. Sein Individualismus jedoch, die Mißachtung sozialer Normen und Schranken, seine Suche nach dem persönlichen Glück im Privaten und nicht in der Ordnung der *pólis*, das Predigen von Bedürfnislosigkeit: all dies läßt die Lehren der philosophischen Schulen des Hellenismus, der Stoiker und Epikureer, anklingen.

Ed.: G. Giannantoni, *Socratis et Socraticorum reliquiae*. Vol. II. Neapel 1990, 227–509; ebd., Vol. IV, 443–550 [Übers. und Erl.]; TGF I Göttingen <sup>2</sup>1986, 253–258; B. Gaulty u. a., *Musa tragica*. Göttingen 1991, 188–193 [Übers. und Erl.]. – Lit.: A. A. Long, *Hellenistic Philosophy*. London 1974.

Bernhard Zimmermann

### Diokles von Karystos

2. Hälfte 4. Jh. v. Chr.

D. gilt als der große Systematiker der Medizin und ist der erste uns bekannte Arzt, der attisch geschrieben hat. Er stand wohl, folgt man Jaeger (1938), um die Wende zum 3. Jh. v. Chr. auf der Höhe seines Schaffens. Die antiken medizinischen Schriftsteller, z. B. Galen oder Celsus, hielten D. für einen Schüler des Hippokrates. Doch

hat auch die westgriechische Ärzteschule des 4. Jh. (Hauptvertreter: Philistion) mit ihrer Lehre vom *pneúma* als Ursprung des organischen Lebens deutlichen Einfluß auf D. Den 193 erhaltenen Fragmenten, die uns auch 16 Titel von Schriften des D. überliefern, ist zu entnehmen, daß D. in sieben Bereichen gewirkt hat: Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapeutik, Diätetik und Pharmakologie, Gynäkologie. Nach Galen verfaßte D. als erster eine anatomische Abhandlung, in der v. a. die Beschreibung der weiblichen Fortpflanzungsorgane von Bedeutung war. In der Physiologie beschreibt D. Feuer und Luft in ihren Wirkungen bei der Verdauung. – Den Schwerpunkt seiner Untersuchungen bilden Pathologie und Therapeutik: Er erstellt einen Katalog von Krankheiten und systematisiert die Behandlung, indem er jeweils Leiden (*páthos*), Ursache (*aitía*) und Behandlung (*therapeía*) zusammenstellt. Die Behandlungen kombinieren die Anwendung von Heilmitteln wie Phlebotomie (Aderlaß) und Klistier (Darmspülung) und entsprechender Diät mit anderen Heilmitteln wie Umschlägen. Bei den Krankheiten hebt D. Dysenterie (Ruhr), die Wassersucht und die Epilepsie hervor. In besonderer Weise interessiert er sich für das Fieber und die verschiedenartigen Fieberzyklen. In der Prognose weicht er deutlich von Hippokrates ab.

In seinem Werk *Hygiene* (*Hygieiná*) beschreibt D. systematisch Lebensmittel, v. a. Gemüse, nach Geschmack, Geruch und Wärmeeinheiten; Öl, Wurzeln, Mineralien und Gifte untersucht er nach ihren pharmakologischen Eigentümlichkeiten. Zur Gesundung empfiehlt er auch Körperübungen je nach Jahreszeit und Stunden des Tages. Schließlich hat D. auch in der Gynäkologie systematisierend geforscht und als einer der ersten die Frauenkrankheiten entdeckt. – Die Überlieferung seines Werks zeigt, daß D. bis ins 11. Jh. als Autorität galt.

Ed.: M. Wellmann, *Die Fragmente der sikilischen Ärzte Akron, Philistion und des D. Berlin* 1901. – Lit.: W. Jaeger, *Die griechische Medizin und die Schule des Aristoteles*. Berlin 1938; ders., *Vergessene Fragmente des Peripatetikers D. nebst 2. Anh. zur Chronologie der dogmatischen Ärzteschule*. Abh. Bayr. Akad. d. Wiss. München 1938; H. v. Staden, *The Nature of D' Relation to the Lyceum*. In: W. Calder III (Ed.), *Werner Jaeger Reconsidered*. 1992.

A. Martínez-Díez

### Dionysios von Halikarnassos

Geb. um 60/53 v. Chr.; gest. nach 7 v. Chr.

Der Sieg Octavians über Antonius in der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) steht nicht nur für das Ende langer Kriegswirren und den Beginn des Prinzipats, sondern markiert auch für die griechische Kultur und Literatur eine für die ganze Kaiserzeit richtunggebende Wende: Einerseits wendet man sich jetzt von hellenistischen Formen ab, und es setzt sich weitgehend die klassizistische Literaturgestaltung nach vorhellenistischen Mustern durch, andererseits beginnen viele griechische Intellektuelle die nunmehr vollständige Integration der griechischen Welt in das befriedete römische Reich auch als Chance für die eigene Kultur zu begreifen. Beide Tendenzen finden sich exemplarisch in Leben und Werk des Rhetors und Historikers Dionys von Halikarnaß.

Als D. im Jahre 30/29 v. Chr. nach Rom kommt, ist die Hauptstadt bereits zum kulturellen und literarischen Zentrum auch der griechischen Welt geworden. D. findet dort rasch griechische und römische Gönner, unter denen Q. Aelius Tubero, Jurist, Historiker und Vater zweier nachmaliger Konsuln, der prominenteste ist. Für diese teils auch selbst literarisch tätigen Förderer schreibt D. zahlreiche rhetorische und literaturkritische Abhandlungen und erteilt ihren Söhnen privaten Unterricht – ansonsten widmet er sich aber vor allem der Abfassung seiner *Römischen Archäologie* (*Frühgeschichte*), welche er als sein eigentliches Lebenswerk ansieht. Deren erstes Buch erscheint separat im Jahre 7 v. Chr., die restlichen neunzehn folgen wahrscheinlich nicht viel später.

Im manifestartigen Vorwort zur Schrift *Peri tōn archaion rhētōrōn* (*Über die alten Redner*) entwickelt D. ein dreiteiliges Geschichtsbild, den sog. klassizistischen Dreischritt: Auf die große Zeit der »alten philosophischen Redekunst« sei nach dem Tode Alexanders d. Gr. eine Verfallszeit eingetreten, doch jetzt, in der Gegenwart, lebe jene gute alte, »attische« Redekunst wieder kraftvoll auf. Diese Wende zum Besseren, die sich in der Publikation zahlreicher griechischer und lateinischer Prosawerke von hohem Niveau dokumentiert, führt D. auf den Einfluß Roms und seiner wohlgebildeten Elite zurück. Die Autoren der guten alten Zeit erhalten in diesem Schema den Rang von Klassikern mit normativer Bedeutung. Demgegenüber wird die gesamte hellenistische Literatur nach Alexander bis in die jüngste Vergangenheit als »asianisch« verworfen. – D. verspricht, den Wiederaufschwung selbst zu fördern, und will dazu in seinen kritischen Schriften zur richtigen Nachahmung (*mimēsis*) der Klassiker anleiten, indem er deren vorbildliche Qualitäten und zu vermeidenden Fehler aufzeigt. Dabei geht es sowohl um den Stil als auch um die Wahl, Anordnung und Behandlung des Themas. D. propagiert ein eklektisches Verfahren, das die von der Kritik aufgezeigten Qualitäten verschiedener Autoren aus verschiedenen Gattungen (auch der Dichtung) zu verbinden, Mängel aber zu vermeiden und damit die Vorbilder letztlich noch zu übertreffen sucht. Dabei wird vorausgesetzt, daß schon die Klassiker selbst so verfahren, und der attische Redner Demosthenes, dessen »gemischter« Stil D. gerade deshalb allen anderen vorzieht, gilt als eigentlicher Meister dieser Schaffensweise.

Die rhetorisch-kritischen Schriften sind parallel zur Arbeit am Geschichtswerk entstanden; eine sichere Datierung ist jedoch nicht möglich. Der erste Brief *An Ammaios* dient dem Nachweis, daß nicht die aristotelische *Rhetorik* die Redekunst des Demosthenes beeinflusst, sondern umgekehrt diese auf jene eingewirkt habe. *Über die alten Redner* ist der Kritik des Lysias, Isokrates, Isaios und Demosthenes gewidmet; die angekündigten Abschnitte über Aischines und Hypereides sind verloren. Später hat D. noch eine Schrift über Deinarch nachgetragen. Mit den Historikern beschäftigt er sich in der Abhandlung *Über Thukydides*, im Brief *An Pompeius Geminus* (auch über Platon) und im zweiten Brief *An Ammaios*. Die auf drei Bände angelegte Schrift *Peri mimēseōs* (*Über Nachahmung*) ist bis auf wenige Fragmente des ersten und eine Epitome des zweiten Buches (eine kommentierte Liste der besonders vorbildlichen Autoren) verloren. In *Peri synthēseōs onomatōn* (*Über Wortfügung*) legt D. seine Theorie über Wesen, Ziele und Mittel sowie die drei – hier erstmals unterschiedenen – Arten der Wortfügung (rauh, glatt, gut gemischt) dar.

Verloren sind echtkeitskritische Untersuchungen zu Lysias, Isokrates und Demosthenes, eine Schrift über die Figurenlehre sowie eine antiepikeische Streitschrift *Für die politische Philosophie*. Die unter D.s Namen überlieferte *Téchnē* ist unecht.

Von den zwanzig Büchern der *Römischen Archäologie* sind die ersten zehn ganz, das elfte teilweise und die restlichen lediglich in byzantinischen Exzerpten erhalten. D.s Geschichte reicht »von den ältesten Mythen . . . bis zum Beginn des ersten Punischen Krieges« (I, 8, 1 f.), mit dem das Geschichtswerk des Polybios einsetzt (264 v. Chr.). Sie soll ein Musterbeispiel für die Gestaltungsweise nach dem Prinzip der eklektischen Mimesis sein, und D. folgt ganz seinen in der Theorie skizzierten historiographischen Idealen (flexible Handhabung des annalistischen Prinzips zur Wahrung von Handlungseinheiten; Detailreichtum; Einfügung zahlreicher Reden zur Darlegung des Charakters und der Motivation der jeweiligen Handelnden; kultur-, verfassungs- und religionsgeschichtliche Exkurse; klarer, »gemischter« Stil, der ein möglichst breites Publikum ansprechen soll; Benutzung vieler verschiedener Quellen – genannt werden über 50, darunter zahlreiche römische Annalisten). Daneben verfolgt D. aber auch eine politische und moralisch-didaktische Zielsetzung: Er will zeigen, daß Rom eine griechische Gründung ist, das Lateinische ein griechischer Dialekt und die Römer der Frühzeit Griechen: nicht nur in ethnischem Sinne, sondern, indem sie die »übrigen« Griechen mit ihren Tugenden (*aretai*), ihren klugen staatlichen Einrichtungen sowie der jahrhundertlang erfolgreichen Vermeidung von Bürgerkriegen (*staseis*) noch übertreffen, auch in höherem, kulturellen Sinne. Damit rechtfertigt D. die römische Herrschaft über die Griechen. Zugleich präsentiert er den (aristokratischen) Römern unter seinen Lesern beispielhafte Staatsmänner der Frühzeit. D. versteht sich als Erzieher in der Tradition des attischen Redners Isokrates, der gleichermaßen zum »guten Reden« wie zum »guten Handeln« anleiten will. In der Neuzeit ist D. wegen seines als Rückschritt verdamnten Klassizismus und seiner als unwürdig empfundenen positiven Haltung gegenüber Rom viel geschmäht worden. Doch das von ihm geförderte, wenn auch nicht erfundene, für Griechen und Römer gleichermaßen anzustrebende klassizistische Bildungsideal sollte sich für Jahrhunderte als einer der stärksten identitätsstiftenden und integrierenden Faktoren des Reiches erweisen.

Ed.: Archäologie: C. Jacoby. 4 Bde. und Suppl. Leipzig 1885–1925; E. Cary, *The Roman Antiquities*. 7 Bde. London 1937–1950 [mit Übers.]; Rhetor. Werke: G. Aujac. 5 Bde. Paris 1978–1992 [mit Übers.]. – Lit.: E. Gabba, *D. and the History of Archaic Rome*. Berkeley u. a. 1991; S. F. Bonner, *The Literary Treatises of D.* Cambridge 1939.

Thomas Hidber

### *Dionysios Longinos* → Longin

### *Dionysios Periegetes*

*Dionysios von Alexandria*, genannt *Periegetes*; 1. Hälfte 2. Jh. n. Chr.

Wie konnte ein antiker Autor sein Werk davor bewahren, daß es von anderen nicht nur abgeschrieben, sondern einfach unter eigenem Namen neu herausgebracht wurde? Eines besonders klugen Verfahrens bediente sich ein Autor, der sein geo-

Amt und wurde erneut verbannt. 877 wurde er noch einmal für neun Jahre zum Patriarchen, 886 jedoch wieder ins Exil geschickt, wo er um 893 starb.

Über die erste Hälfte seines Lebens wissen wir wenig, vor allem fehlt uns jede Information darüber, woher er seine bemerkenswert umfassende Bildung bezog. Das erste greifbare Datum ist seine Teilnahme an einer Gesandtschaft zu den Arabern wahrscheinlich im Jahr 855 (oder 858). Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er schon alle die Werke, die in seiner *Bibliothékē* besprochen werden, gelesen. Einen Lehrer, der ihn dabei unterstützt hätte, konnte man bisher nicht nachweisen; dies führte schon früh (bei Ps.-Symeon) zu der verleumderischen Legende, er habe seine klassische Bildung von einem jüdischen Zauberer dafür erhalten, daß er dem christlichen Glauben entsagte.

Unter seinen Schriften finden sich Predigten und theologische Traktate (hauptsächlich gegen Roms Anspruch auf Vorherrschaft und die römische Lehrmeinung über den Heiligen Geist), auch wenige Gedichte, Loblieder auf den Kaiser die meisten, und Briefe. An Bedeutung überragend jedoch sind seine literaturkritischen Werke, das *Lexikon*, die *Bibliothékē* und zum Teil auch die *Amphilochia*. – Etwa im Alter von zwanzig Jahren kompilierte Ph. sein »Alphabetisches Lexikon [der Wörter], durch die die Werke der Redner und Prosaschriftsteller am schönsten ausgearbeitet werden« – so sein eigener Titel – hauptsächlich aus verschiedenen Fassungen der auf dem *Kyrrill-Glossar* beruhenden *Synagōgē*, aus den Lexika des Harpokration und Diogenian. Sein Hauptaugenmerk gilt dabei der Sprache der Prosautoren, natürlich der attischen Redner, aber auch christlicher Autoren. Poetische Wörter werden zwar bei Bedarf mit aufgenommen, ein Werkzeug zum Verständnis und Schaffen von Poesie soll das Lexikon jedoch nicht sein. – Dieselbe Nichtachtung poetischer Werke finden wir auch in der *Bibliothékē*, einer Art Büchertagebuch, in dem Ph. vor seinem Aufbruch zur arabischen Gesandtschaft seinem Bruder Tarasius in 280 *codices* genannten Kapiteln 386 Bücher schildert, die er – so jedenfalls die literarische Fiktion – mit einem kleinen Kreis gleichgesinnter Gelehrter gelesen hat; jeder *codex* beginnt mit dem Wort *anegnōsthē* (es wurde gelesen). Die Behandlung der einzelnen Bücher ist dabei sehr unterschiedlich. Steht bei manchen die Inhaltsangabe bis hin zur annähernd wörtlichen Paraphrase im Mittelpunkt, werden andere nur kurz als gelesen erwähnt und nicht näher charakterisiert, einiges wird geradezu rezensiert. Häufig schließt Ph. die Besprechung eines Werkes mit einer kurzen Autorenbiographie ab, oft auf Grund von eigenen Aussagen dieser Autoren, häufiger jedoch aus dem Material des biographischen Lexikons des Hesychios. Auffällig ist sein stilistisches Interesse, das ihn auch Bücher, die er aus inhaltlichen oder religiösen Gründen ablehnen muß, ausführlich behandeln läßt. – Die besprochenen Werke stammen aus allen Jahrhunderten vom 5. v.Chr. bis in das 9. n.Chr., christliche und nichtchristliche Autoren sind etwa gleichmäßig repräsentiert. Die meisten dieser Werke sind uns heute verloren oder nur dem Titel nach bekannt, und dadurch gewinnt die *Bibliothek* neben ihrer immensen Bedeutung als Zeugnis für die Geschichte der klassischen Philologie und der Literaturkritik noch einen zusätzlichen Wert als Quelle für sonst nicht oder nur teilweise überlieferte Texte wie die Werke der Historiker Ktesias und Memnon, die *Kainē historia* des Ptolemaios Chennos, die Schriften der Kaiserin Eudocia, die romanhaften Erzählungen *Babyloniaká* des Jam-

blichos und *Wunder jenseits von Thule* des Antonius Diogenes und viele andere mehr. Dies ist mehr als ein glücklicher Zufall; es liegt in der Absicht des Ph. begründet, der die klassischen Schulautoren aussparte, deren Kenntnis er bei Tarasius und seinen Lesern voraussetzen konnte. Gerade das Abgelegene und damit von der Vergessenheit Bedrohte will er Tarasius zur Lektüre empfehlen; seine *Bibliothékē* will kein Bibliothekersatz für den leidlich Gebildeten, sie will ein Bibliotheksführer für jeden sein, der über die Schulbildung hinauszukommen sucht. – Daß Ph. die in der *Bibliothek* ausgesparten klassischen Philosophen, Dichter und Rhetoren selbstverständlich auch gelesen hat, zeigt ein Blick in seine *Amphilochia*, eine Sammlung von 300 Kapiteln, fiktiven Antworten auf Fragen seines Schülers Amphilochios, zu verschiedenen, in der Hauptsache theologischen, aber auch philosophischen, antiquarischen und naturwissenschaftlichen Fragen, die deutlich zeigen, daß Ph. in der klassischen Bildung hervorragend versiert war.

Ed.: Lexikon: Chr. Theodoridis. Vol. I. Berlin 1982; Bibliothek: R. Henry. Paris 1959–77 [mit Übers.]. – Lit.: N. G. Wilson, *Scholars of Byzantium*. London 1996; W. T. Treadgold, *The Nature of the »Bibliotheca« of Ph.* *Dumbarton Oaks* 1980.

Dirk Uwe Hansen

## Pindar

Pindaros; geb. 522 oder 518 v. Chr. in Kynoskephalai bei Theben; gest. nach 446 v. Chr.



P. entstammte einer Adelsfamilie Böotiens und lebte nach seiner dichterischen und musikalischen Ausbildung, die er zum Teil auch in Athen absolviert haben soll, in Theben; von dort aus reiste er häufig zu den Festspielen und Auftraggebern, die er anlässlich der Aufführungen seiner Gedichte besuchte, wenn er ihnen die Gedichte nicht »wie phönizische Ware« übers Meer (*Pythie* 2, 67) sandte. Besonders enge Beziehungen verbanden ihn mit Aigina und Sizilien. Während Athen nach den Perserkriegen (500–479) zum Zentrum der griechischen Aufklärung wurde, hatte sich Theben propersisch verhalten und verlor mit dem politischen und ökonomischen Aufstieg Athens seine Bedeutung. Auch die Machtstellung der alt-eingesessenen Familien war jetzt bedroht. In dieser Spannung verhielt sich P. konservativ. Er blieb der alten aristokratischen Welt, ihrer Religion und Tradition verpflichtet. In seiner Dichtung aber fand er zu einer eindrucksvollen geistigen Durchdringung der untergehenden archaischen Welt.

P. gehört mit seinen Rivalen Bakchylides und Simonides zu den Vertretern der griechischen Chorlyrik. Im Unterschied zur monodischen Lyrik, die von einzelnen Sängern vorgetragen wurde, waren seine Gedichte grundsätzlich für chorische Aufführungen bestimmt. Sie richteten sich an ein großes Festpublikum, zum Teil wurden sie auch bei feierlichen Prozessionen gesungen. Die Gelegenheiten, für die P. schrieb, waren vielfältig. Die antiken Herausgeber haben die von ihnen zusammengetragenen Gedichte auf 17 Bücher verteilt. Diese umfaßten je ein Buch *Götterhymnen*, *Paiane* für den Apollonkult, *Enkomien* auf einzelne Persönlichkeiten,

*Trauergesänge (Threnoi)*, je zwei Bücher *Dithyramben* zu Ehren des Dionysos, *Prozessionslieder (Proshodien)*, *Tanzlieder (Hyporchemata)*, insgesamt drei Bücher *Mädchenlieder (Parthenien)*, schließlich vier Bücher mit *Siegesliedern (Epinikien)*. Von diesem Gesamtwerk ist einzig die Gattung der *Siegeslieder* mit 45 Gedichten gut erhalten; die übrigen, schwerpunktmäßig kultisch-religiösen Lieder sind nur dem Titel nach und bruchstückweise überliefert. Doch geben sie genügend Material, um erkennen zu lassen, daß die *Siegeslieder* einen repräsentativen Ausschnitt von P.s Kunst bilden, wobei sie thematisch und kompositorisch eng an die religiös-kultischen Liedern anknüpfen.

Zwar gehen die *Epinikien* stets von einem Sportereignis aus, ihre Aufgabe liegt aber darin, dieses Ereignis in einen umfassenden Lebenszusammenhang zu stellen. Der sportliche Sieg erscheint gleichermaßen als Leistung des Athleten wie auch als eine Gunst der Götter. Der Sieger zeichnet sich vor seinen Mitbürgern aus. P. deutet diese Auszeichnung religiös, als ein tiefes Glück, das dem Sieger zuteil werde: Im Glanz des Sieges erfährt der Sieger die Aufmerksamkeit der Götter. Er überschreitet die Grenzen der gewöhnlichen Erfahrung und nimmt Anteil an unsterblichem Glück, das in der Begeisterung spürbar wird. Erst diese Transzendenzerfahrung verleiht dem Leben seinen Wert. Im Augenblick des Sieges erscheint die Vergänglichkeit des Lebens aufgehoben. Demgegenüber beurteilt P. das übrige Leben höchst resignativ. Er betont die Unvorhersehbarkeit des Schicksalswechsels. Während die Götter in einem unvorstellbaren und dauerhaften Glück leben, wisse der Mensch weder wann noch wie er stirbt, nicht einmal das Ende des angebrochenen Tages sei für ihn absehbar. Er wird zum »Tagwesen« depotenziert. Der ephemeren Existenz stellt P. allein die Augenblicke göttlicher Gunst gegenüber: »Tagwesen. Was aber ist einer? was aber ist einer nicht? / Der Schatten Traum, sind Menschen. Aber wenn der Glanz / Der gottgegebene kommt, / Leuchtend Licht ist bei den Männern / Und liebliches Leben« (*Pythie* 8, 92 ff.). Der »gottgegebene Glanz« aber bringt immer auch Gefährdungen mit sich. P. verdeutlicht dies an zahlreichen Mythen. So greift er etwa auf Tantalus, Ixion oder Koronis zurück, um die Exponiertheit der Götterlieblinge zu demonstrieren. Als sterbliche Wesen vermochten sie die Fülle ihres Glücks nicht zu tragen und endeten in hybrider Selbstüberschätzung. Dem aktuellen Sieger, der sich ebenfalls stark exponiert hat, wird daher häufig die Selbstbeschränkung nahegelegt bzw. der Neid der Götter, die eifersüchtig über die Wahrung der Grenzen wachen, vor Augen geführt.

Ausgehend von diesem Siegesverständnis behandelt P. in den *Epinikien* regelmäßig fünf verschiedene Themenkreise: Jedes *Epinikion* verherrlicht den Sieger und seine Herkunft. P. fügt oft noch ergänzende Angaben etwa zur Familie, zu deren Geschichte oder den bisherigen sportlichen Erfolgen hinzu. Während der konkrete Verlauf des Wettkampfs nie beschrieben wird, wird jedoch stets die Spielstätte genannt, denn an ihr bemißt sich die Größe des Erfolges. Gegenüber den zahlreichen lokalen Veranstaltungen hatten die Spiele in Olympia, Pytho (Delphi), Nemea und am Isthmos gesamtgriechische Bedeutung. Ihrer Rangordnung entspricht die Einteilung von P.s Gesängen in *Olympien*, *Pythien*, *Nemeen* und *Isthmien*. Auch intern sind die Gedichtgruppen nochmals hierarchisch abgestuft nach der sozialen Stellung der Sieger (Fürsten, Bürger) und der Bedeutung der Kampfpfart

(Wagen-, Reit-, Faust-, Ringkampf, Lauf). Eng verbunden mit dem Sieg ist das religiöse Motiv des Dankes. P. berücksichtigt den kultischen Rahmen der Spiele und nennt häufig den Gott, dem die jeweilige Spielstätte geweiht ist, und den Heros, der die Spiele begründet hat. Auch erinnert er an den göttlichen Beistand im Wettkampf und fügt Wünsche und Gebete für das künftige Wohlergehen des Siegers und seiner Familie hinzu. Ein weiteres Element der *Epinikien* sind die Bemerkungen in eigener Sache. P. beschreibt das Verhältnis von Lied und Tat folgendermaßen: »Es gebührt den Edlen, besungen zu werden ... / ... in schönsten Gesängen. / Dies nämlich rührt allein an unsterbliche Ehren, / stirbt doch, verschwiegen, das schöne Werk« (Frg. 121, Snell). Erst durch den Gesang findet die Tat zu ihrer Bestimmung. P. versteht seine Kunst als göttlichen Auftrag und stellt sich unter den Schutz Apolls, der Musen und Chariten. Mit ihrer Hilfe wird er zum Mittler zwischen der göttlichen und menschlichen Sphäre. Beide Sphären werden aufeinander bezogen und wechselseitig gesteigert. Die Götter treten in den Gesang der Menschen, die Menschen in die Nähe der Götter. P. arbeitet die mannigfachen Berührungspunkte in ihrer Größe und Ambivalenz heraus. Seine Aussagen legitimiert er durch den exklusiven Gottesbezug, den er als »Vorsprecher« (*prophētēs*) der Gottheit beansprucht. Selbstbewußt erfolgt die normative Deutung der Lebenszusammenhänge, die ein weiteres Merkmal der *Epinikien* bildet. P. entwickelt aus dem jeweils gegebenen Kontext des Siegesliedes heraus leitende Grundsätze in Form von Sprüchen und Sentenzen (Gnomen). Mit ihnen wird die archaische Lebensweisheit aufgenommen, prägnant konzentriert und zu eigenständigen Gedankenreihen (in den gnomischen Partien) weiterentwickelt. Den ausführlichsten Teil der *Siegeslieder* aber bilden die Mythen. Mit ihnen wird der aktuelle Sieger in die heroische Tradition gestellt. Indem der glanzvolle Sieg mit einer noch glänzenderen Vergangenheit verknüpft wird, erscheint der Sieger als legitimer Nachfahre der sagenhaften Heroen, von denen die Mythen erzählen. In der Frage: »Welchen Gott, welchen Heroen, welchen Mann auch werden wir singen?« (*Olympie* 2, 2) verdeutlicht P. sein Anliegen: Das Siegeslied soll den zu feiernden »Mann« aus der anonymen Menge der Menschen herausheben und ihn in ein besonderes Verhältnis zu den Göttern und Heroen stellen. Am Ende des Liedes soll er unverkennbar ausgezeichnet sein. Die dichterische Aufgabe besteht also darin, angemessene Bezüge zu stiften, die den gegenwärtigen Sieger mit der überlieferten Tradition verbinden. Stofflich greift P. hierfür auf Homer, Hesiod oder auf lokale Überlieferungen zurück. Häufig verändert er dabei die bekannte Überlieferung, indem er neue Akzente setzt. Charakteristisch für seine Erzählweise ist das Herausgreifen einzelner Episoden des Mythos, wobei er das Bedeutsame oft vorwegnimmt, das minder Wichtige nachstellt und ergänzt, bis der Ausgangspunkt wieder erreicht ist, so daß eine Ringkomposition entsteht. Damit sind die fünf Elemente umrissen, auf die P. seine *Epinikien* gründet: das Lob des Siegers, der hymnische Dank, die Aussagen zum Dichterberuf, die Maximen zur Lebensführung und schließlich der Mythos. Mit diesen Elementen kann P. den Bau seiner *Epinikien* flexibel gestalten. Nicht immer werden alle Elemente aufgegriffen und ausgeführt. So gibt es durchaus *Epinikien* ohne mythischen Kern, andere wieder ohne poetologische Aussagen oder prägnante Sentenzen. Die Individualität der Gedichte resultiert aus der gewählten Ordnung und Gewichtung der Elemente.

Der verherrlichenden Zielsetzung entspricht der erhabene Stil der Darstellung. Die *Siegeslieder* sollen beeindrucken, Aufsehen erregen und Bewunderung hervorrufen. Zu diesem Zweck sind sie bewußt unübersichtlich, in »schöner Unordnung« (Boileau), gehalten. In raschem Themenwechsel sollen die Hymnen »wie die Bienen von einer Rede zur andern« (*Pythie* 10, 51) schwärmen, um nur das Beste zusammenzubringen. Mit artistischem Vergnügen konstruiert P. abrupte Wechsel, Gedanken sprünge, Querverweise, Einwürfe, Fragen oder verblüffende Wendungen. Seine Komposition zeichnet sich durch ihre »harten Fügungen« (Dionysios von Halikarnaß) aus. Zur intendierten Erhabenheit trägt wesentlich auch der sprachliche Ausdruck bei. Durchgehend herrscht ein Zug zum Grandiosen, er bestimmt die Wortwahl, die schwergewichtigen Komposita, die Metaphern und Metonymien bis hin zu den Gleichnissen. So erscheint der Arzt Asklepios als »der sanfte Werkmeister gliederstärkender Schmerzlosigkeit« (*Pythie* 3, 6); eine besondere Pracht entfalten die Gleichnisse: »Goldene Säulen aufrichtend unter der / wohlummauerten Vorhalle des Saales / wollen wir einen stolzen Palast / bauen. Beim Beginn des Werks tut es not, / eine weitleuchtende Stirn zu setzen« (*Olympie* 6, 1–4). Ähnlich gesteigert erscheint auch die Wortstellung. P. wechselt von Lakonismen zu imposanten Satzgefügen mit kunstvollen Inversionen, Sperrungen und gewichtigen Nachträgen. Mit besonderer Vorliebe spielt er starke Kontraste aus. Dem Satz folgt der Gegensatz, dem Bild das drastische Gegenbild. Wenn P. sich selbst als einen Adler vorstellt, der in einsamer Höhe ein weites Feld überschaut, so geschieht dies nicht ohne die Folie der niedrigfliegenden Krähen, die »ungehemmt in der Allgeschwätzigkeit Unvollendetes krächzen« (*Pythie* 2, 87).

Auch in ihrer metrischen Form sind die Gedichte komplex gehalten. Neben vereinzelt monostrophischen Gedichten, die immer dasselbe Strophenschema wiederholen, gibt es vor allem triadisch gebaute Gedichte, in denen drei Strophen eine Einheit (Triade) bilden, bei der die ersten beiden Strophen symmetrisch gebaut sind, während die dritte Strophe (Epode) hiervon abweicht. Hierbei lassen sich die verschiedensten Versmaße kombinieren, so daß jedes *Epinikion* seine eigene metrische Gestaltung erfährt. Allerdings setzt die unaufdringliche Responsion der ausladenden Strophen und Triaden eine hohe Kunstfertigkeit voraus. P.s Sprache beruht auf dem dorischen Dialekt, nimmt aber auch zahlreiche Wendungen aus dem (ionischen) Epos auf.

Während die chorlyrische Tradition in Griechenland schon bald verblaßte, hielt das Interesse an P. unvermindert an. So entwickelte selbst Platon eine Hochachtung für P.s Kunst, die bemerkenswert absteht von der Ironie und Distanz, mit der er die Dichter gewöhnlich behandelt. Auch im Hellenismus und in römischer Zeit, besonders bei Quintilian und Horaz, behauptete P. den ersten Rang unter den griechischen Dichtern. Bis in die späte byzantinische Zeit wurde er gelesen und kommentiert. Schon bald nach dem ersten Druck, 1513 in Venedig von Aldus Manutius, wurde P. von den Humanistenkreisen wiederentdeckt, übersetzt, als lyrisches Vorbild in die Poetiken aufgenommen, kanonisiert und dichterisch nachgeahmt. So formierten sich in Italien die Pindaristen um Trissino und Alamanni, in Frankreich bildete sich die Pléiade um Ronsard, während in England Cowley und in Deutschland Weckherlin hervortraten. Ihren Höhepunkt aber erreichte die deutsche

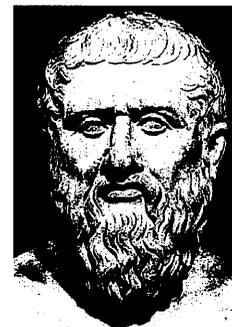
Pindarrezeption erst später, mit Klopstock, dem jungen Herder und Goethe. P. avancierte hier, im Zusammenhang des Sturm- und Drang-Protestes gegen die Regeln, zum Inbegriff des lyrischen Genies. Das P.-Bild des Horaz (*Oden* 4, 2, 12) von dem gewaltigen, gesetzlos dahinstürzenden Strom wurde aufgegriffen und gegen den französischen Klassizismus gewandt. Der dithyrambische P. wurde zum Bruder Shakespeares. Von diesem genialischen Mißverständnis nahm Hölderlin als einer der ersten Abstand. Er interessierte sich, wie die Pindarforschung des 19. und 20. Jh., für die Gesetzmäßigkeiten der pindarischen Form und entwickelte angeregt von ihr das eigene hymnische Spätwerk. Zusammen mit Hölderlin erlebte P. seine vorerst letzte literarische Renaissance im Georgekreis.

Ed.: B. Snell/H. Maehler. 2 Bde. Leipzig <sup>8</sup>1987/89; Siegeslieder: D. Bremer. München 1992 [gr.-dt.]; M. M. Willcock: P. Victory Odes. Olympians 2, 7, 11, Nemean 4, Isthmians 3, 4, 7. Cambridge 1995 [Erl. zur Einführung]. – Lit.: G. W. Most, The Measures of Praise. Structure and Function in P.s Second Pythian and Seventh Nemean Odes. Göttingen 1985 [exemplar. Interpretation]; H. Fränkel, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. München <sup>3</sup>1976, 483–576.

Martin Vöhler

## Platon

Geb. um 427 v. Chr. in Athen; gest. um 347 v. Chr. ebenda



In seinem autobiographischen *Siebten Brief* beschreibt der fast 70jährige P. rückblickend seinen Weg zur Philosophie. Sein Lebensweg schien zunächst klar vorgezeichnet zu sein. Als Sohn einer der vornehmsten Athener Familien kam für ihn vor allem eine politische Karriere in Frage. Durch eine politische Krisenerfahrung und die persönliche Begegnung mit Sokrates orientierte sich P. jedoch grundlegend um. Nach dem verlorenen Peloponnesischen Krieg um die Vorkherrschaft Griechenlands führten die von Sparta eingesetzten 30 Tyrannen in Athen ein Schreckensregime. Zu ihnen gehörten mit Kritias und Charmides – den Hauptgesprächspartnern des Sokrates im Dialog *Charmides* über die Besonnenheit – auch enge Verwandte P.s. Sie versuchten vergeblich, P. wie auch Sokrates, »den gerechtesten aller damals Lebenden«, an ihrem Regime zu beteiligen. Auch die zurückkehrende Demokratenpartei beurteilte P. ablehnend, besonders wegen ihrer Hinrichtung des Sokrates. Ihm war P. wahrscheinlich schon als 12- bis 14jähriger Junge begegnet, wie die Gespräche des Sokrates mit den jungen Söhnen aus vornehmen Athener Familien im *Charmides* oder *Lysis* nahelegen. Ein ausdrückliches Lehrer-Schüler-Verhältnis verband beide allerdings erst später, etwa acht Jahre lang von P.s zwanzigstem Lebensjahr an bis zum Tod des Sokrates. Von der Persönlichkeit des Sokrates, seinem Reden und Tun war P. so beeindruckt, daß er sich eine Rettung der Polis nur von der Philosophie her versprach. Deshalb gab er seine ursprünglichen Karriereabsichten auf, nicht aber seine praktisch-politische Ausrichtung.

Nach dem Tod des Sokrates unternahm er mehrere ausgedehnte Studienreisen, vor allem zu den pythagoreischen Mathematikern in Italien und nach Ägypten, und

seinem Namen neben weiteren Epen – darunter eine »lipogrammatische« Odyssee, d. h. eine spielerische Odysseus-Dichtung, in der entweder in jedem Gesang ein anderer Buchstabe oder durchgehend das Sigma gemieden war – auch eine *Paraphrase der Gleichnisse Homers* bezeugt. Die gegenseitige Durchdringung von Forschung und Dichtung läßt sich auch in seinem einzigen erhaltenen Werke spüren: Großepisch ist der Gegenstand selbst, der vornehmste, der sich für ein »heroisches« Epos nur denken läßt, die klare, lineare Darstellung und das ganze Arsenal der Bauformen von Proöm und auktorialem Kommentar über Katalog und Ekphrasis, Gleichnis, Rede und Dialog, Fürsten- und Heeresversammlung, Fest, Opfer und Gebet, Schlacht und Aristie bis hin zu dem ausgiebig verwendeten Götter-Apparat, epyllienhaft der geringe Umfang – nur ein Gesang –, der Unterschied in der Ausführlichkeit der einzelnen Episoden und die hohe formale und kompositorische Sorgfalt; daneben zeigen sprachliche wie sachliche Eigenheiten – z. B. Verwendung von Formen und Wörtern in umstrittener Konstruktion und Bedeutung oder Nennung mehrerer Sagenfassungen nebeneinander – den Dichter als Philologen. So mögen die Verse, wie in Byzanz und im Späthumanismus, schon zu ihrer Zeit als Schullektüre gedient haben, ja vielleicht von vornherein als solche konzipiert sein.

Sprachlich und metrisch steht T. der äußerst verfeinerten Hexametertechnik des Nonnos und seiner »Schule« (5./6. Jh.) bereits so nahe, daß er ihr lange zugerechnet wurde, bis ein 1972 veröffentlichter Papyrus aus dem ägyptischen Oxyrhynchos mit Resten von zwölf Zeilen der *Einnahme Ilioms* die gängige Chronologie auf den Kopf stellte: Da der Papyrus im 3. oder frühen 4. Jh. beschrieben ist, muß T. spätestens in dieser Zeit gelebt haben, also seinerseits Vorbild der spätantiken Epik gewesen sein.

Ed.: U. Dubielzig, Tübingen 1996 [mit Übers. und Erl.]; B. Gerlaud, Paris 1982 [mit Übers. und Erl.]; H. Livrea, Leipzig 1982. – Lit.: M. Campbell, *A Lexicon to T.* Hildesheim u. a. 1985. Uwe Dubielzig

## Trogus → Pompeius Trogus

### Trojaroman

»Diktys von Kreta« (2. Jh. n. Chr.); »Dares aus Phrygien« (3. Jh. n. Chr.)

Die T.e sind pseudohistorische, fiktionale Augenzeugenberichte von angeblichen Teilnehmern des Trojanischen Krieges. Die Verfasser schreiben in der Absicht, die Geschehnisse des Krieges zu rationalisieren und zu entheroisieren. Daraus erklären sich die starken Abweichungen von der traditionellen Version des Troja-Mythos. Der früheste T., von dem wir wissen, sind die *Tiōiká*, die Hegesianax aus Alexandria in der Troas im frühen 2. Jh. v. Chr. unter dem Pseudonym Kephali(i)on von Gergis verfaßt hat. Erhalten sind hingegen nur zwei T.e in lateinischer Sprache, die *Ephemeris belli Troiani* des »Diktys Cretensis« und die *Acta diurnia belli Troiani* des »Dares Phrygius«. Um größtmögliche Glaubwürdigkeit zu erzielen, schreiben beide Autoren in sehr nüchternem, tagebuchartigem Stil. Die 6 Bücher der *Ephemeris* umfassen die Zeit von der Entführung Helenas bis zur Rückkehr der Griechen aus Troja. Der Verfasser gibt an, auf griechischer Seite am Feldzug teilgenommen und ihn im Auftrag des

Idomeneus beschrieben zu haben. In einem dem Werk vorangestellten Prolog wird behauptet, die Schrift sei im dreizehnten Regierungsjahr Neros im Grab des Diktys auf Kreta gefunden worden. »Diktys« stellt die Trojaner (mit gewissen Abstufungen) als zerstrittene, gottlose Barbaren dar, allein Antenor wird von Kritik verschont. Die Griechen sind für ihn zunächst ein friedliebendes Kulturvolk, doch durch zunehmende Konflikte entfernen sie sich immer mehr von diesem Ideal. Fast alle griechischen Helden werden als gespaltene Persönlichkeiten dargestellt. So geht z. B. Achill an der Zerrissenheit zwischen Pflicht und leidenschaftlicher Liebe zur Priamos-Tochter Polyxena zugrunde. Nach der Zerstörung Trojas haben die Griechen schließlich den Stand der Barbaren erreicht: Aias wird im Streit um das Palladium getötet, das ganze Heer stellt sich gegen die Atriden, und Odysseus und zwingt sie zur Flucht. So zeigt der Verfasser die kulturvernichtende Wirkung des Krieges. Die *Ephemeris* ist eine sorgfältig strukturierte, mit dramatischer Disposition versehene Schrift. Das griechische Original dieses T.s (zwei Fragmente sind erhalten) stammt wohl aus dem 2. Jh. n. Chr., die lateinische Übersetzung des Septimius (die den stilistisch anspruchsvolleren Text bietet) aus dem späten 4. Jh.

»Dares« hingegen will auf trojanischer Seite am Krieg teilgenommen haben. Die *Acta* beginnen mit Konflikten, die der Entführung Helenas vorausgehen und enden mit der Zerstörung Trojas. Das Werk ist relativ griechenfreundlich (die Frevel, die sie begangen haben, fehlen), aber nicht sonderlich trojanerfreundlich: »Dares« gehört der Gruppe um Antenor an, die in Opposition zu den Priamiden steht und letztlich Troja verrät. Trotz der Kürze und des weitgehenden Verzichts auf literarische Gestaltung handelt es sich bei den *Acta* wohl kaum um einen Auszug. Auch ihnen dürfte ein griechisches Original zugrunde liegen. Dieses könnte im frühen 3. Jh. entstanden sein, die Übersetzung im späten 5. Jh. – Bei den Byzantinern (z. B. Johannes Malalas) und im Mittelalter galt der T. als glaubwürdige Quelle für den Trojanischen Krieg. Auf ihm basieren zahlreiche Versionen des Troja-Stoffes in Westeuropa (z. B. Joseph von Exeter, Konrad von Würzburg, Hans Sachs). Auch Goethes *Achilleis* geht von »Diktys« aus.

Ed.: W. Eisenhut, *Dictys Cretensis*. Leipzig 1973; F. Meister, *Dares Phrygius*. Leipzig 1873; R. M. Frazer, *The Trojan War. The Chronicles of Dictys of Crete and Dares the Phrygian*. Bloomington, London 1966 [Übers.]. – Lit.: S. Merkle, *Die Ephemeris belli Troiani des Diktys von Kreta*. Frankfurt a. M. 1989; A. Beschorner, *Untersuchungen zu Dares Phrygius*. Tübingen 1992 [Text, Übers., Komm. und Interpretation].

Annette Kleid

### Tyrtaios

7. Jh. v. Chr.; aus Sparta

Der griechische Dichter zählt nicht zu den geläufigen Namen, obwohl seine Wirkung nicht unbedeutend war. Von ihm sind neben kleineren Fragmenten vor allem drei Elegien erhalten. Ihr Inhalt ist – anders als die Gattungsbezeichnung vielleicht vermuten läßt – durch und durch kriegerisch, es handelt sich um sog. Paränesen, Ermunterungen zum Kampf. T.' Lebenszeit, so geht aus dem Text hervor, ist geprägt von dem zweiten Krieg, den Sparta gegen Messenien führte (ca. 620–600

v.Chr.). T. war vermutlich Spartaner, auch wenn Athen ihn für sich reklamierte. Die Realität des Krieges war ihm nicht unbekannt, umso mehr geht er in seiner Argumentation darauf ein. Er benutzt das Schreckensbild einer Niederlage, damit die Angesprochenen alles tun, um es nicht dazu kommen zu lassen. »Alles zu tun« heißt kämpfen bis zum Tod: Das Distichon »... tot sein nämlich ist schön, wenn man vorn bei den Ersten gefallen/ als braver Mann um seine Vaterstadt im Kampf« macht dies besonders deutlich. Dennoch ist diese Äußerung ganz anders rezipiert worden, als ihr Wortlaut nahelegt – angefangen von Horazens »dulce et decorum est pro patria mori« (Ode III, 2, 13) bis hin zu kriegsverherrlichenden Gedichten von Körner, Arndt u. a. Denn T. preist nicht den Tod an sich, sondern nur den ehrenvollen Tod. Wie sehr die Argumentation auf den Ehrbegriff abzielt, zeigt nicht nur der Kontrast des gefallenen Vorkämpfers mit dem Alten, der im Staub liegend und mit blutigen Geschlechtsteilen ein würdeloses Bild abgibt, noch mehr aber denen zur Schande gereicht, die ihn hiervor nicht bewahrt haben; vielmehr stellt T. die kämpferische Tugend über alle anderen, die als ruhmbringend gelten. Aber dies ist nur die positive Seite des Appells; T. operiert in erster Linie mit der Angst vor Schande als Gegengewicht zur Angst im Kampf. Auf dieser Grundlage verlangt er von den Adressaten bestimmte Verhaltensweisen: Sie sollen verbissen ausharren und sich keinesfalls zur schändlichen Flucht wenden, sie sollen daran denken, welches Schicksal sie und ihre Familien im Falle einer Niederlage ereilen würde, und sogar zur temporären »Autosuggestion« greifen, indem sie ihr Leben für hassenswert, den Tod aber für »lieb« halten. Appelle und Mahnungen an Kämpfer gibt es auch in Homers *Ilias* in großer Zahl, und T. steht, vor allem sprachlich, in dieser Tradition. Aber das Verhalten, das er fordert, geht über die Forderungen in der *Ilias* hinaus. Dies liegt vor allem daran, daß T. sich an Polisbürger wendet, deren Leben nicht nur aus Kampf und Ehrdenken besteht. Auch ihre Kampfaktik ist eine andere, sie ist nicht individuell wie die der homerischen Heroen, sondern besteht im Massenkampf – daher die geforderten Verhaltensweisen wie standhaftes Ausharren.

Hat man sich einen Dichter vorzustellen, der sich vor den kampfbereiten Mannern aufbaut? Eher wurden die Gedichte, wie so oft in der frühgriechischen Lyrik, im Rahmen eines Symposions vorgetragen.

Ed.: M. L. West, *Iambi et Elegi Graeci II*. Oxford <sup>2</sup>1992; Die griechische Literatur in Text und Darstellung. Bd. 1: Archaische Periode, ed. J. Latacz. Stuttgart 1991, 160 ff. [Übers.]; C. Prato, T. Rom 1968 [Erl.]. – Lit.: C. W. Müller, Der schöne Tod des Polisbürgers oder »Ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben«. In: *Gymnasium* 96, 1989, 327–340.

Jessica Wißmann

Über das Erhabene → Longin

Über die Musik → Pseudo-Plutarch

Ulfilas → Wulfila

## Ulpian

Domitius Ulpianus; geb. um 170 n. Chr.; gest. 223 n. Chr.

Von keinem anderen römischen Juristen ist mehr erhalten als von U., auf den über ein Drittel des Digestentexts zurückgeht. Geboren um 170 in Tyros, Schüler und *assessor* Papinians, folgt er diesem als Leiter der Kanzlei *a libellis*. Nach Verbannung durch Elagabal ist U. 222 unter Alexander Severus als *praefectus annonae* bezeugt, bevor er als *praefectus praetorio* und kaiserlicher Konsiliar zur einflußreichsten Person im Reich aufsteigt. Wohl schon 223 wird U. bei einem Prätorianeraufstand ermordet. Umfassende, enzyklopädisch angelegte Werke, die das bisherige, riesige Material sammeln, sichten, durchdringen und praktische Lösungen anbieten, charakterisieren den Spätklassiker U. Seine Schriften decken alle Rechtsgebiete ab. Neben den Großkommentaren (83 Bücher *Ad Edictum* und 51 *Ad Sabinum*, unvollendet) stehen Gesetzeskommentare (20 Bücher zur *lex Iulia et Papia*; 5 zur *lex Iulia de adulteriis*; 4 zur *lex Aelia Sentia*). Ferner verfaßte U. 2 Bücher *Institutiones, notae* zu Schriften Papinians und Marcellus' und zahlreiche Monographien, auch verwaltungsrechtliche über die Aufgaben der Beamten (*De officio*...). Demgegenüber tritt die Kasuistik (10 Bücher *Disputationes*) zurück. Apokryph sind *Regulae* und *Opinionones*; vielleicht auch *Pandectae* und *Responsa*. Die sog. *Tituli ex corpore Ulpiani* (oder *Epitome Ulpiani*) sind ein vorwiegend auf Gaius gestütztes Elementarwerk des 4. Jh. Die Bevorzugung U.s durch die justinianischen Kompilatoren macht ihn zum wichtigsten Vermittler des römischen Rechts.

Ed.: Lenel. Bd. 2, 379–1200 und Suppl. 12–17; E. Seckel/B. Kübler, *Iurisprudentia Antejustiniana*. Bd. 1. Leipzig 1908, 436–503; Übers.: siehe *Corpus iuris civilis*. – Lit.: D. Liebs, U. In: HLL 4. München 1997, § 424; T. Honoré, U. Oxford 1982.

Hans-Dieter Spengler

## Valerius Flaccus

Gaius Valerius Flaccus Setinus Balbus; gest. nach 79 n. Chr. (sicher vor 95 n. Chr.)

Von V., dem Verfasser des in gedrängter, schwieriger Sprache geschriebenen Epos *Argonautica*, wissen wir fast nichts. Möglicherweise war er (wie der Kaiser) Mitglied des Priesterkollegiums der *Quindécimviri sacris faciundis* und damit Aristokrat (1, 5–7). Thema der *Argonautica* ist die erste Fahrt der mit Götterhilfe gebauten Argo über das Meer, die für diese Leistung als Gestirn an den Himmel versetzt wird. Bei V. griechischem Vorgänger Apollonios von Rhodos steht der Ruhm der Argonauten im Zentrum (1, 1–4), bei V. (1, 1–4) die Leistung der Argo und ihrer Besatzung. Das Prooemium der *Argonautica* verherrlicht den seit 69 regierenden Vespasian aus Anlaß der Eroberung Britanniens. Das Motiv seiner nautischen Leistungen, die zu seiner Apotheose führen, klingt nur hier an und trägt das Epos als ganzes nicht.

Der Tyrann Pelias will Iason aus dem Weg räumen und sendet ihn zum König Aeetes von Kolchis, um Rache für einen angeblichen Mord zu nehmen und das Goldene Vlies nach Griechenland zu bringen. Iason durchschaut die Lüge und entscheidet sich mit göttlichem Beistand für die Fahrt und den Ruhm statt für die Rebellion. Iuppiter, Iuno und Minerva sind auf seiner Seite. Iason betont in einem

Briefschreiber zurück; nur über die Gemeinsamkeiten mit Autoren wie Lukian, Aelian, Philostrat und Longos, Vorbildern oder Nachahmern, läßt er sich in die Zeit der Zweiten Sophistik einordnen, als griechische Literaten im römischen Imperium sich selbstbewußt auf die Klassik des 5. und 4. Jh. zurückbesinnen. Die Sprache ist ein wesentliches Medium dieser Beschwörung einer klassischen Vergangenheit, und so ist das reine attische Griechisch, mit dem Kolorit seltener Worte, neben Realien wie Details von Festen und Gebräuchen das Hauptmittel, die Atmosphäre des alten Athen wiedererstehen zu lassen, »wo jeder studiert ist«. Rhetorische Prägnanz gibt selbst ein Fischer seinem Billet, doch Philosophen läßt der »Sophist« A. als Heuchler erscheinen, die sich bisweilen in komischer Manier selbst entlarven. Bei allem Realismus im einzelnen ist er jedoch kein Historiker des Alltagslebens, sondern ein literarischer Genremaler: Gern geht er aus von Situationen und Formulierungen der Neuen Komödie, besonders Menanders, verwebt damit Reminiszenzen an etwa Sappho, Aischylos, Platon, Arat oder Theokrit und formt daraus rhetorisch ausgefeilte Skizzen aus der alten Zeit. Diese Literatur über Literatur erstickt doch nicht in aufdringlicher Gelehrsamkeit: Sprechende Namen illustrieren humorvoll die Charaktertypen der Schreiber (»Meeresruh«, »Serviettendieb«, »Weinfroh«), Kleingruppen von Briefen deuten kurze Geschichten an, Miniaturen zeichnen eine Landschaft oder einen Sturm. Besonders aber das Thema Liebe und Erotik wird – wohl nicht ohne Einfluß des Romans – variiert, bis es in den am besten auskomponierten Hetärenbriefen vorherrschend wird, sei es in einem Schönheitswettbewerb, einer Eifersuchtsszene oder einem rührenden Nachruf auf eine Hetäre. Ein Reiz der Briefsammlung liegt darin, dem Leser eine ungewohnte Perspektive auf (aus der Literatur) Vertrautes zu gewähren: A. wirft einen Blick in das Privatleben historischer Persönlichkeiten wie der Hetäre Phryne, Modell und Geliebte des Bildhauers Praxiteles und des Redners Hyperides, oder der Lamia und des hellenistischen Fürsten Demetrios »des Städteeroberers« und als Höhepunkt des Dichters Menander und der Glykera. Vor allem diese Briefe hat die Nachwelt geschätzt, so R. Browning und besonders C.M. Wieland, der die Anregung zu *Musarion* einem Brief A.s verdankt und den Briefwechsel Menanders mit Glykera nachgestaltet hat. A. hat in intellektuellem unterhaltsamem Spiel mit klassischer Literatur und der Geschichte Athens oft gelungene Vignetten geschaffen, die trotz einer fast romantischen Verklärung noch etwas von der Stimmung jener Zeit einfangen.

Ed.: A.R. Benner/F.H. Fobes. Cambridge, Mass., London 1949 [mit Übers. und Erl.]; M.A. Schepers. Leipzig 1905; K. Treu, Aus Glykeras Garten. Leipzig 21982 [Übers. mit Erl.]. – Lit.: E.L. Bowie. In: The Cambridge History of Classical Literature, I, Greek Literature. Cambridge 1985, 679f., 874f.; J.-R. Viellefond, L'invention chez A. In: Revue des études grecques 92, 1979, 120–140; J.J. Bungarten. Menanders und Glykeras Brief bei A. Diss. Bonn 1966 (1967).

Christoph Leidl

## Alkman

2. Hälfte 7. Jh. v. Chr. in Sparta

Mit A. tritt uns der älteste bekannte griechische Chorlyriker entgegen. Obwohl sein gesamtes dichterisches Wirken Sparta zum Schauplatz hat, war seine Herkunft bereits in der Antike umstritten. Die Annahme, er stamme aus dem lydischen Sardes, beruht möglicherweise auf einer falschen autobiographischen Auslegung eines Fragments, zumal Sardes als fast sprichwörtlicher Ort kultivierter, luxuriöser Lebensart verstanden wurde. Jedenfalls zeigt die Tatsache, daß das damalige Sparta einem Dichter wie A. einen adäquaten Schaffenskreis bot, einen anderen Charakter dieser Stadt als das spätere Bild einer kulturfeindlichen, vornehmlich von Militär geprägten Gesellschaft. Die Spannung zwischen diesen beiden Elementen ist übrigens A. selbst bewußt, wenn er das »schöne Spiel auf der Kithara« dem »Eisen«, d.h. dem Waffenhandwerk, gegenüberstellt.

Überblickt man die Überlieferung der Fragmente, wird deutlich, daß wir das meiste der Notwendigkeit der Grammatiker verdanken, A.s der späteren Koine fremd gewordene lakonische, teils episch beeinflusste Kunstsprache und ihre lautlichen, prosodischen und metrischen Besonderheiten zu erklären. Darum hat sich gewiß oft das Ungewöhnliche erhalten (häufig nur Wortglossen, deren Zusammenhang dem antiken Leser noch vorlag und uns rätselhaft bleibt), während gewiß manches an Poesie infolge dieser Schwerpunktsetzung verlorenging. Dies ist für die gesamte archaische Lyrik kein Einzelfall, ebenso wie der glückliche Umstand, daß einige neugefundene Papyri im 20. Jh. unsere Kenntnis bereichert haben. In einem dieser Papyri hat sich der Hinweis auf eine Unterteilung von A.s Werk in 6 Bücher durch die alexandrinischen Philologen erhalten. Unter den Fragmenten finden sich Hymnenpoesie, erkennbar bezogen auf spezifisch spartanische Feste und Kulte (eine besondere Rolle spielt die Verehrung der Dioskuren und der Helena), Themen der epischen Zyklen, eigentümliche Gedanken über Lebensmächte und Weltentstehung sowie ein Hinweis auf Hochzeitsdichtung.

A.s unverwechselbare Eigenart aber zeigt eine spezielle lyrische Gattung, nämlich die des Liedes für einen Mädchenchor (*parthéneion*). Schon im Altertum wurde A.s Name gerade mit diesem Genre und mit dem der erotischen Poesie überhaupt verbunden, wie die berühmten Gedichte aus der *Anthologia Palatina* über die neun kanonischen Lyriker zeigen. In der Tat besingt A. Aphrodite, Eros und ihre ambivalente Macht und läßt die Mädchen an einer Stelle selbst ihre Sehnsucht nach Liebe und Vermählung aussprechen. In den *parthéneia* kommen die Chorsängerinnen nämlich selbst zu Wort; das jeweilige lyrische Ich wendet sich seinerseits einzelnen unter ihnen persönlich zu und schildert ihre Anmut in eindrucksvollen lyrischen Bildern, die teils ihre Herkunft aus traditioneller epischer Sprache verraten, teils aber bei A. zum ersten Mal zu finden sind und prägend auf den lyrischen Stil der Späteren gewirkt haben. Auffällig ist das Fehlen künstlicher Erhabenheit; z.T. wird neckisch mit den Namen der Mädchen gespielt. – Als besonders bewegend sind in diesem Zusammenhang die gerade wegen ihrer originellen Metaphorik berühmten Verse zu nennen, in denen der alte Chormeister (diesmal das lyrische Ich) sich zu den jungen Mädchen in Kontrast setzt und seiner Sehnsucht nach der verschwundenen jugend-

lichen Grazie im Bild vom alten Eisvogel Ausdruck verleiht, der mit seinen Gefährtinnen über das Meer schwebt. In diesem Fragment offenbart sich ein tiefes Empfinden für die Poesie der Natur, das durchaus an Grundstimmungen neuzeitlicher Lyrik erinnert und das der antiken Lyrik bisweilen abgesprochen worden ist. Daß es sich hierbei, was A. anbetrifft, keineswegs um einen Einzelfall handelt, ersehen wir aus einem anderen Bruchstück, das in längerer Aufzählung den nächtlichen »Schlaf« der Natur beschreibt – in gewisser Weise ein altgriechisches »Nun ruhen alle Wälder«. Andere Naturschilderungen, die genaue Beobachtung verraten, werden in mythologische Bilder gekleidet, z. B. wenn der Tau als Tochter des Zeus und der Mondgöttin Selene bezeichnet wird. »Die Natur [wird] zugleich organisch verstanden und fromm verehrt« (Hermann Fränkel). Wenn A. seine Kunst an zwei Stellen auf das Erlauschen von Vogelstimmen zurückführt, spricht er seine Neigung zur Naturbeobachtung auch selbst aus und begründet zugleich einen vielgebrauchten lyrischen Topos. – Die Kontrastierung des sich als alter Mann darstellenden Poeten mit dem Chor kann jedoch auch andere, selbstironische und mitunter ans Burleske grenzende Züge annehmen. Derselbe A., der seine Sehnsucht nach Jugend in ein wunderbar anmutiges Naturbild kleidet, läßt die Natur auch in bodenständiger Weise zu ihrem Recht kommen, wenn er etwa als seine Lieblingspeise einen derben Eintopf aus Hülsenfrüchten bezeichnet. Hier kokettiert der Dichter, der sich übrigens in der dritten Person selbst beim Namen nennt, mit seiner Eßlust (er bezeichnet sich als »Allesesser«) wie auch mit seiner Vorliebe für volkstümliche Kost – diese Stilisierung ist in der Lyrik sonst ohne Parallele und erinnert an die dichterischen Selbstdarstellungen der Iambographie. Auch andere Fragmente handeln vom Essen. Am Wein rühmt A. den »blumigen« Wohlgeruch; ein Bruchstück zählt eine Reihe von Weinen verschiedener Herkunft auf. All diese Elemente weisen als Grundzug der Dichtung A.s den Wechsel von elementarer Konkretheit und vergeistigter poetischer Bildersprache aus.

Von der anhaltenden Wertschätzung A.s im Altertum zeugen Äußerungen späterer Theoretiker und an sich schon die Aufnahme in den Kanon der neun Lyriker. Daß im ausgehenden 5. Jh. der Komödiendichter Eupolis eine seiner Personen A. (zusammen mit Stesichoros und Simonides) als veraltet abqualifizieren läßt, beweist gerade, daß der Dichter ebenso wie die beiden anderen Lyriker bereits zu dieser Zeit als Klassiker gilt. Diese Würdigung findet ihren Niederschlag in den mannigfaltigen antiken Bemühungen um die Erklärung des Dichters, denen wir so viele Fragmente überhaupt erst verdanken.

Ed.: M. Davies, *Poetarum Melicorum Graecorum Fragmenta I.* Oxford 1991, 6–132; C. Calame, *Rom 1983* [gr.-frz. mit Erl.]; *Die griechische Literatur in Text und Darstellung.* Bd. 1, ed. J. Latacz. Stuttgart 1991, 323–340 [Übers.]; D. A. Campbell, *Greek Lyric II.* London 1988, 336–504 [gr.-engl.]. – Lit.: H. Fränkel, *Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums.* München 1993, 179–191; D. L. Page, *A.: The Partheneion.* Oxford 1951.

Christoph Kugelmeier

Altes Testament → Septuaginta

## Ambrosius

Geb. 333/34 oder 339/40 n. Chr. in Trier; gest. 7.12.397 n. Chr. in Mailand



Die literarische Bedeutung des Bischofs A. von Mailand, des ältesten der vier Kirchenlehrer des »Westens« (A., Hieronymus, Augustinus, Gregor d.Gr.), beruht nicht so sehr auf seinen für Kirchen- und Theologiegeschichte aussagekräftigen und literarisch durchgeformten dogmatischen und kirchenpolitisch wirksamen Schriften. Mit seinem Namen werden gemeinhin andere Kennmarken erinnert: der »Ambrosianische Kirchengesang«, die Wortgefechte um Altar und Statue der Victoria und andere Versuche, die Geltungsbereiche kaiserlicher und bischöflicher Macht abzustecken. Auch wird man zuerst auf Schriften verweisen, die über ihren konkreten Anlaß hinaus zum Bestand der Weltliteratur geworden sind: seine erste christliche Darbietung der Ethik in *De officiis ministrorum* (*Von den Pflichten der Kirchendiener*), seine Darstellung der Schöpfungsgeschichte in den *Hexaëmeron-Homilien* und nicht zuletzt seine Briefe. A. gilt als Schöpfer der lateinischen liturgischen Hymnendichtung (Vorbilder waren der Kirchengesang der östlichen Kirche; vorangegangen war ihm Bischof Hilarius von Poitiers), er komponierte selbst, nach griechischen Mustern. Seine Gesänge bestehen aus akatalektischen jambischen Dimetern, die sich in vierzeiligen Strophen zusammenschließen, deren acht wiederum einen Hymnus bilden. Da ab dem 7. Jh. »ambrosianischer Gesang« die gesamte von ihm inaugurierte Gesangsübung bezeichnet, ist ihm eine Vielzahl fälschlich zugeschrieben worden; darunter auch der ältere »ambrosianische Lobgesang« *Te Deum laudamus*. Die vier bekanntesten und als unbestritten echt geltenden erwähnt auch Augustinus in seinen Konfessionen: *Deus, creator omnium* (*Gott, du Schöpfer aller Dinge*), *Aeterna rerum conditor* (*Ewiger Schöpfer der Dinge*), *Iam surgit hora tertia* (*Schon naht die dritte Stunde sich*), *Intende qui regis Israel* (*Merk auf, wer herrscht in Israel*), bekannt mit dem Einsatz der zweiten Strophe »Veni, redemptor gentium«, heute noch gesungen in Luthers Adaption »Nun komm, der Heiden Heiland«. Bekannt ist die Schilderung einer Kirchenbesetzung, in deren Verlauf der Hymnengesang der Gemeinde gleichsam als Kampfmittel eingesetzt wurde.

Der in Trier als Sohn des dort residierenden Reichsbeamten geborene A. zog mit der Mutter nach des Vaters frühem Tod nach Rom, wo er die bestmögliche Ausbildung als Rhetor und Jurist genoß. A. verkörpert die besten Bildungsstraditionen seiner Zeit, war der griechischen Sprache mächtig, was ihm selbständige wissenschaftliche Orientierung und vor allem Übersetzertätigkeit möglich machte; er ist in die neuplatonische Philosophie eingeführt und mit den Größen unter den lateinischen Klassikern, vor allem mit Cicero und Vergil, eng vertraut. Seine Eltern waren bereits Christen, hier ist er ohne Vorgänger. Die neuplatonische Philosophie war in dieser Zeit eine Art Vorschule christlichen Denkens; viele sind diesen Weg gegangen. A. nun wählte zunächst die Staatslaufbahn; um 370 finden wir ihn in Mailand als Statthalter der Distrikte Aemilia und Liguria. Als im Jahr 374 der Bischofsstuhl der Metropole zu besetzen war, diesbezüglich auch Unruhen zu

des 5. Buches, in denen die sozialen Verhältnisse Galliens in der Mitte des 5. Jh. geschildert werden (Steuerdruck, soziale Ungerechtigkeit, Widerstand der unterdrückten Bevölkerung in der Bagaudenbewegung). Doch ist immer mit starken rhetorischen Übertreibungen zu rechnen, die in S.s propagandistischer Absicht liegen. S. argumentiert nicht als Historiker, sondern als Prediger. Dem entspricht der persuasive, mit rhetorischen Mitteln reich versehene Predigstil.

Ed.: G. Lagarrigue. 2 Bde. Paris 1971/75 [lat.-frz.]. – Lit.: J.M. Blázquez, *La sociedad del Bajo Imperio* en la obra de S. Madrid 1990; J.-U. Krause, *Spätantike Patronatsformen im Westen des Römischen Reiches*. München 1987, 233–83 [S. als historische Quelle]; J. Badewien, *Geschichtstheologie und Sozialkritik im Werk S.s*. Göttingen 1980; H. Fischer, *Die Schrift des S. »An die Kirche«*. Bern, Frankfurt a.M. 1976.

Jens-Uwe Krause

## Sappho

Geb. um 612 v.Chr. in Eressos auf Lesbos



»Nur, wenn ich an Sonetschka denke, verstehe ich, daß Frauen mit Blumen verglichen wurden, ihre Augen mit Sternen, ihre Lippen mit Blütenblättern und so weiter – seit ewigen Zeiten. Ich verstehe alle diese Vergleiche nicht nur, sondern ich schaffe sie aufs neue« – so schreibt 1937 eine der größten Dichterinnen unseres Jahrhunderts, die Russin Marina Zwetajewa (1892–1941). Ihre *Erzählung für Sonetschka* ist die Chronik einer unvergeßlichen Leidenschaft für eine Frau. Das Urbild der literarischen und auch gelebten Situation ist offensichtlich: S., die Dichterin der Insel Lesbos, die im 6. Jh. v.Chr. gelebt hat. S., die Leiterin eines Mädchenkreises; sie besingt in ihrer Dichtung die Schönheit ihrer Schülerinnen, ihrer Freundinnen und ihrer geliebten Tochter: »Mein ist ein schönes Kind, goldenen Blumen gleich ist ihre Gestalt...« Stolz sagt sie von ihrem dichterischen Ich: »Meiner wird man gedenken.« Aus den neun Büchern S.s (nach metrischen Formen geordnet), die ungefähr 12.000 Verse umfaßt haben müssen, sind 193 Fragmente erhalten, nur ein einziges Lied vollständig, zumeist aber zusammenhanglose Bruchstücke, oft nur einzelne Worte. Aus der Kenntnis dieser wenigen Worte entstand jedoch der dringende Wunsch, das ganze Werk zu besitzen: »Hätten wir noch sämtliche sapphischen Gedichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnern«, schreibt 1798 Friedrich Schlegel.

S.s Fragmente sprechen von der Schönheit und der Liebe. Die Schönheit schlägt wie ein Blitz ein: »O Schöne, o liebliche Jungfrau;« »von allen Sternen der schönste.« Oft wird die Schönheit mit Blumen und Pflanzen verglichen. Die Chariten selbst sind »rosenfüßige«; ein Bräutigam wird mit einem schlanken Sprößling verglichen. Ein Mädchen ist wie der »süße Apfel«, der »sich rötet hoch oben am Baume, hoch im höchsten Gezweig«, und die Pflücker »konnten ihn nicht erreichen«. Die Schönheit hat auch einen Laut, das Lachen der Mädchen und ihre »süße Stimme«: »Es scheint derjenige mir gleich den Göttern zu sein, der Mann, der gegenüber Dir

stets sitzt und aus der Nähe stets, wenn süß Du redest, Dir zuhört, und wenn Du lachst – betörend...« (Übers. J. Latacz). Und endlich ist die Schönheit Licht: »Nun glänzt unter lydischen Frauen sie, wie der rosenfingrige Mond über allen Sternen, wenn die Sonne unterging. Sein Licht breitet sich hin über das salzige Meer und die blumenprangende Flur«. Die Welt S.s ist das Reich der Dichtung (»Kein Klagegedicht darf im Haus der Musen ertönen«), und sie ist – in den Worten eines antiken Literaturkritikers – voll von »Reizen« (Demetrius, *Über den Stil*, 132). Die Frauen aus Lesbos waren seit Homer für ihre Schönheit berühmt; es gab richtige »Schönheitswettkämpfe« auf der Insel, die *kallisteia*. Die Dichterin verachtet daher alles Grobe: »Welche Bäuerin bezaubert dein Herz... Welch' Mädchen in bäuerlichem Kleid.« Aber hier spricht vielleicht die Eifersucht; denn diese ganze Schönheit kann nur von Liebe geschaffen werden, und eine Darstellung der Liebe in ihren unendlichen Variationen ist S.s Dichtung. Liebe als Wunsch: »Mich verlangt und ich begehre...«; als Erwartung: »Kamst du endlich! Hab Dank! denn ich harrete in Sehnsucht dein... Überströmen nun läßt du mein Herz, das in Liebe brennt« (Übers. M. Treu); als Wahnsinn: »Ich weiß nicht, was ich tu, zwiespältig ist mein Sinn«; als gewaltiger Gott: »Eros schlug meine Sinne, fuhr wie ein Sturmwind herab vom Berg in die Eichen«; »Eros treibt wieder mich um, der gliederlösende, das süßbittere unzählbare Tier...«; schließlich als Krankheit: »Denn wie ich auf Dich blicke, kurz nur, ist zum Sprechen kein Raum mehr, nein: ganz gebrochen ist die Zunge, fein ist augenblicks unter die Haut ein Feuer mir gelaufen, und mit den Augen seh' ich nichts, es dröhnen die Ohren, herab rinnt kalter Schweiß an mir, ein Zittern hält ganz gepackt mich, fahler noch als Dürngras bin ich – vom Totsein wenig nur entfernt komm' ich mir selbst vor...« (Übers. J. Latacz). S.s Liebe ist eine literarische, künstlerisch dargestellte Liebe, die sich dennoch nicht von ihren »sichtbaren Erscheinungen und der Wirklichkeit selbst« entfernt, wie zu dieser Ode der anonyme Autor der Schrift *Über das Erhabene* klug vermerkt: »Das alles geschieht den Liebenden, aber... das Aufgreifen des Äußersten und seine Zusammenballung zu einem Ganzen haben diese einzigartige Vollkommenheit bewirkt.« Die Liebe endlich ist der höchste Wert der Welt, gegen die gewöhnlichen, männlichen Werte (L.H. Wilson): »Reiterheere mögen die einen, andre halten Fußvolk oder ein Heer von Schiffen für der Erde köstlichstes Ding, – ich aber das, was man lieb hat« (Übers. M. Treu). Natürlich ist S.s Muse Aphrodite, die Göttin der Liebe, die sie als »Bundesgenossin« anruft, als »Mitkämpferin« in dem Krieg der Liebe: »Wer Sappho – fragt die Göttin – tut weh dir?...« Und S. hat den Mut, die Liebe als Krieg darzustellen und homerische Worte und Ausdrücke zu benutzen, um ihre innersten Gefühle zu beschreiben (L. Rissmann). – Die Antike hat tatsächlich in S. Homer in Frauengestalt gesehen (*Anthologia Palatina* 9, 26), die 10. Muse, die idealisierte Dichterin der Vasenbilder aus dem 5./4. Jh., »die Schöne« für Platon, ein »staunenswertes Ding« für Strabon.

Von ihrem Leben aber wußte man schon früh nicht viel: So ist die S.-Legende entstanden. Für die griechischen Komödiendichter des 4. Jh. war sie klein und von dunkler Hautfarbe. Sie war sexuell unersättlich und unglücklich in den schönen Jüngling Phaon verliebt. Schließlich hat Nymphodoros (3 Jh. v.Chr.) zwei verschiedene S.s angenommen, die eine die Dichterin, die andere eine Prostituierte; und der gelehrte Didymos (1. Jh. v.Chr.) hat ernsthaft mit seinen Schülern disku-

tiert, »ob S. eine Prostituierte (*publica*) gewesen ist«. Horaz nennt sie *mascula* S. Aber »das Wort *mascula* . . . ist nicht aus der Chronique scandaleuse übernommen . . . Horaz meint, es sei etwas Ungewöhnliches für eine Frau, in die Fußstapfen des männlichsten aller Dichter, Archilochos, zu treten, aber S. . . vermochte das, denn die Macht ihrer Poesie war ebenso groß wie die irgendeines Mannes« (E. Fränkel). Andererseits wurde durch ihre Gedichte spätestens seit den Alexandrinern das »lesbische« Bild von S. verbreitet. Ovid hat in seinem *Brief von Sappho an Phaon* versucht, alle diese widersprüchlichen biographischen Nachrichten auf eine stimmige Einheit zurückzuführen: S., die einmal Frauen geliebt hat, habe sich endlich in Phaon verliebt. Man hat in der Neuzeit an Ovid als historischen Zeugen geglaubt. In diesem Brief nennt S. ihre Freundinnen: »Anactorie mag ich nicht mehr, nicht die strahlende Cydro, mag auch die Atthis nicht sehn, die ich zuvor so geliebt, hundert andere nicht, die ich liebte – nicht ohne Vorwurf« (*non sine crimine amavi*). So ist es nicht verwunderlich, wenn S.s Dichtung in einer moralisierenden Epoche »nach der Liebe der Fleischeslust schmeckt«, nach Meinung des Franzosen Pierre Bayle (*Dictionnaire historique et critique*, 1695, in der deutschen Übersetzung von J. Chr. Gottsched, 1744). Auch um einem solchen Urteil zu widersprechen, hat Alessandro Verri in seinem Roman *Die Abenteuer von Sappho* (1781) eine keusche Frau dargestellt, die in Phaon verliebt ist und die ihren Tod im Meer bei Leukas sucht – wie bei Ovid. Gegen die Anklage der Homosexualität hat S. ernsthafte Verteidiger gefunden, von Friedrich Gottlieb Welcker im Jahr 1816 (*Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit*) bis Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (*Sappho und Simonides*, 1913): Letzterer hatte sich nicht gescheut, »herzhaft in den Kot zu fassen« und 1896 eine ernste Besprechung der *Chansons de Bilitis* vorgelegt, die als Übersetzung in rhythmischer Prosa eines in Zypern, von einem gewissen Professor G. Heim aufgefundenen altgriechischen Originals ausgegeben wurde. Bilitis hätte ein Mädchen des S.-Kreises sein sollen. – Als wirklicher Autor stellte sich der 24jährige Pierre Louÿs heraus (wir können heute diese *Chansons* auch in ihrem ästhetischen Rahmen würdigen; drei davon wurden 1898 von Claude Debussy vertont).

Während die Philologen sich mit diesem S.-Problem beschäftigt haben, findet sich in der Literatur unseres Jahrhunderts der »Sappho fernste Gestalt«, »die Liebende«, die Erfinderin der »neuen Maßeinheit von Liebe und Herzleid« und darum zugleich die »überaus künftige Liebende« (Rilke). Für diese ewig Liebende war die Liebe eine »Aufgabe des Herzens« (H. Rüdiger), gerade wie für Rilke selbst, der in S. ein poetisches *alter ego* findet. S. sei »the greatest poet who ever was at all«, meint auch Swinburne. Als Dichterin kann sie nur in einer übertriebenen Weise lieben und an übertriebener Verletzbarkeit leiden. So schon in *Sapphos letzter Gesang* von Giacomo Leopardi (1822), in *Sappho* von Franz Grillparzer (1819), in *Feuer* von Marguerite Yourcenar (1937) und schließlich in dem Drama *Sappho* von Lawrence Durrell (1947). Auf unterschiedliche Art und Weise ist in diesen Werken S. immer das Vorbild des Künstlers, der kein Verständnis für seine Liebe finden kann, weil seine Kunst ihn und seine Gefühle zu weit von der Wirklichkeit abbringen. Das Unglück des modernen Künstlers hat in S. einen Spiegel gefunden.

Aber S. war eine Dichterin, nicht ein Dichter; das hat keine untergeordnete Rolle in ihren poetischen Themen gespielt. Das gesellschaftliche Leben auf Lesbos war zu

ihrer Zeit von Gewalt geprägt. Aus den überlieferten Fragmenten von Alkaios, ihrem lesbischen Dichterkollegen, erfahren wir von Kämpfen und Racheakten. S. selbst ist wahrscheinlich ein Opfer dieser fortgesetzten politischen Auseinandersetzungen auf Lesbos geworden, da sie um 604/590 ins Exil nach Sizilien gehen mußte: dort – so wird erzählt – habe sich der Dichter Stesichoros in sie verliebt. Die Fragmente geben keine ausführliche Nachricht über ihre Zugehörigkeit zu einer Parteigruppe; ihre drei Brüder haben jedoch eine öffentliche Rolle in Mytilene, der Hauptstadt von Lesbos, gespielt (Herodot erzählt übrigens, wie einer von ihnen, Charaxos, sich in Ägypten in eine Kurtisane, Rhodopis, verliebt hatte). S.s Leben war an eine bestimmte Gruppe gebunden, die vielleicht in einer besonderen Beziehung zu den »Penthiliden-Frauen«, den Frauen eines alten Adelgeschlechtes der Insel, stand. Sicher war S.s Gruppe ein geschlossener Kreis. Die Frauen haben sich dort mit Musik und Gesang beschäftigt. Die Politik, oder besser die Politik der Waffen, war dagegen Sache der Männer. Die Mädchen, die in der abgegrenzten Gruppe lebten, wurden in erster Linie auf die Hochzeit vorbereitet. Ein ganzes Buch von S. enthielt folglich Hochzeitslieder (*epithalamioi*). Die Initiation der Mädchen beinhaltete die Hinführung zu Erotik und Sexualität und endete mit der Wiedereingliederung in die Gesellschaft, vollzogen mit der Hochzeit – die Mädchen mußten dann aus dem Kreis ausscheiden (W. Rösler): »Ganz im Ernst, ich wär lieber tot! Herzerreißend geschluchzt hat beim Abschied sie damals, als sie zu mir so sprach: O wie schrecklich ist unser Los, Sappho! Wirklich, nur ungern verlaß ich dich.« – Die Mädchen waren im und für den Kreistanz erzogen. Es gab verschiedene Anlässe, einen Chor aufzuführen, Hochzeiten oder die Feste der Götter, wie die Feiern für Adonis. Außer bei diesen öffentlichen Gelegenheiten war die Dichtung eine private Unterhaltung der weiblichen Gesellschaft, so wie das männliche Symposion der Ort war, wo die griechische Lyrik sich entwickelte. Man darf allerdings nicht vergessen, daß S.s Verse nicht als Lesetexte, sondern als Lieder für eine Gruppe bestimmt waren, »die ganz das Miteinanderleben und Miteinanderdenken der Gemeinschaft spiegelten« und »am Ende zur sublimsten Form der Selbsterziehung werden müssen« (J. Latacz).

Die Versform der »sapphischen Ode« wurde von Catull und Horaz in die römische Dichtung eingebürgert; auch in der deutschen Dichtung des 18. und 19. Jh. (Klopstock, Hölderlin, Platen) und bis in die Gegenwart wurde sie nachgeahmt. In unserem Akt des Lesens ist die musikalische Dimension von S.s Dichtung verloren, doch S.s Sprache (meistens der äolische Dialekt), die einfach, »auf unmittelbaren Ausdruck gerichtet« (E. M. Voigt) ist, bleibt wirkungsmächtig. Auch der fragmentarische Charakter ihrer Dichtung spricht den modernen ästhetischen Sinn an: »Von Liebe/ äußerst fragmentarisch«, sind die Schlußzeilen des Gedichts »Sappho« von Günther Kunert (1975). »Fragmentarisch . . . ist Liebe ihrem Wesen nach immer«, kommentiert B. Seidensticker. So hindert uns die stumme Lektüre keineswegs, Gefühle zu empfinden, die aus den verstreuten Versen hervortreten, wie die Zärtlichkeit der Nacht, die Zeit der Liebe: »Alle Sterne rings bei dem schönen Monde, sie verbergen alle ihr strahlend Antlitz . . .«; dann die Zeit des Wachens vor einer Hochzeit: »im nächtlichen Dunkel, und die Mädchen . . . singen«; endlich die Zeit einer ewigen Einsamkeit: »Versunken ist der Mond und die Pleiaden; die Nacht ist in ihrer Mitte, vorbei geht die Stunde – und ich schlafe allein.«

Ed.: E. M. Voigt, S. und Alcaeus: Fragmenta. Amsterdam 1971; M. Treu, S. München 1975 [Übers. mit Komm.]; E. Tzamali, Syntax und Stil bei S. München 1996 [Komm.]; Die griechische Literatur in Text und Darstellung, Bd. 1: Archaische Periode, ed. J. Latacz. Stuttgart 1991, 392–429 [Übers. mit Einl. und Bibliogr.]. – Lit.: L. Hatherly Wilson, S.'s Sweet Bitter Songs. London, New York 1996; G. W. Most, Reflecting S. In: Bulletin Inst. of Class. Studies Univ. of London, 1995, 15–38 [mit Lit.]; B. Seidensticker, Goldener als Gold noch. S.-Rezeption in der deutschsprachigen Lyrik der Gegenwart. In: P. Neukam (Ed.), Umgang mit dem Erbe der Antike. 1996, 80–107; M. Williamson, S.'s Immortal Daughters. Cambridge, Mass., London 1995.

Sotera Fornaro

### Schenute von Atripe

Geb. um 333 n. Chr. in Panopolis/Ägypten; gest. 451/52 oder 466 n. Chr.

Die Werke des bedeutendsten koptischen Schriftstellers, der sich auch in Griechisch auszudrücken bemüht, versetzen den Leser in das pulsierende Leben der multikulturellen, hellenistisch-ägyptischen Stadt Panopolis, dem heutigen Akhmîm. Aus ihr werden wenig später der berühmte Dichter Nonnos und der nichtchristliche Poet und politische Verteidiger der Religion seiner Väter, Pampreprios, hervorgehen. S. hat uns ein umfangreiches Schrifttum hinterlassen (Briefe, Predigten, Abhandlungen), das bis heute nicht vollständig ediert und um vieles weniger in moderner Übersetzung vorliegt, obwohl es die herausragende Quelle für die Sozial- und Geistesgeschichte dieser ereignisreichen Zeit und einer kulturell blühenden Gegend ist.

Mit vierzehn Jahren widmet sich S. der Askese in dem am anderen Ufer des Nils, Panopolis gegenüber gelegenen Weißen Kloster seines Onkels Apa Pgol. Nach fünfjährigem Wüstenaufenthalt führt er schließlich in Atripe/Oberägypten sein eigenes Kloster. Auf Einladung Kyrills von Alexandria nimmt er am Konzil von Ephesos im Jahr 431 teil und erhält von Dioskur auch die Einladung, das Konzil von Chalkedon (451) zu besuchen. Zuvor aber erkrankt S. und kann nicht reisen. Sein Todesjahr konnte bisher noch nicht sicher bestimmt werden. Das Bild S.s als religiösnationaler Führer der Kopten gegen die Griechen, als Heidenfresser und asketisch-dogmatischer Kämpfer neben Kyrill (J. Leipoldt) ist einseitig. S. streitet, aber lebt und diskutiert auch mit einflussreichen Persönlichkeiten von Panopolis. Einige der Gesprächspartner Schenutes, die hermetische oder graeco-ägyptische Meinungen verbreiten, sind Christen, andere, die Heiden sind wie der *comes* Chrysippos, verkehren mit dem Klostervorsteher und vermögen sich seiner offenkundig gewaltigen Ausstrahlung nicht zu entziehen. Nachdem Chrysippos einmal zusammen mit dem Hegemon Markellinos S. einen Besuch abgestattet hat, ist er so tief beeindruckt, daß er eine gegen S. vorgetragene Anklage eines reichen heidnischen Panopolitaners mit der Begründung abweist: »Ich bin doch ein Christ«. S. begegnet wie der ägyptische Einsiedler Antonius im Gespräch mit heidnischen Philosophen. Gegenüber Soldaten, die im Gefolge des *comes* Chosroas bei ihm sind, spricht er über kosmologische Streitfragen. Christen redet er ins Gewissen, die sich seiner Meinung nach nicht wirklich zu Christus bekennen, sondern pagan philosophischen Gedanken anhängen oder sich heidnischen Praktiken wie etwa der Vogelschau hingeben. Insbesondere muß er all diejenigen Christen ermahnen, die bei reichen Heiden in Diensten stehen. Die Grenze verläuft für S. nicht zwischen koptischen Christen und hellenisti-

schen Nichtchristen, sondern zwischen frommen Christen und gottlosen Menschen. Trotz seiner Sozialwerke, seines mutigen Auftretens, seiner Predigten und schriftstellerischen Wirksamkeit gelingt es ihm allerdings nicht, wie er selbst angibt, alle Gottlosen zu Frommen zu machen. Manche bleiben Halbchristen. Und hochgestellte nichtchristliche Beamte, wie der Hegemon von Antinoupolis, leiten wegen seinen antiheidnischen Attacken gerichtliche Verfahren gegen ihn ein, auch wenn die Prozesse wegen der lautstarken Parteinahme größerer christlicher Gruppen in der Regel nicht zu Verurteilungen führen. Noch der Nachfolger von S. in der Klosterleitung, Besa, steht in dieser bunten Kultur- und Religionsvielfalt, wenn er die Mönche anhalten muß, weder gewalttätig gegen Heiden vorzugehen noch sie zum Übertritt zu zwingen.

Lit.: P.J. Frandsen/E. Richter-Aeroe (Ed.): S.: A bibliography. In: D.W. Young (Ed.), Studies H.J. Polotsky. Beacon Hill 1981, 147–176 [Bibl. mit Nachweis der Ed.]; J. Leipoldt, S. und die Entstehung des National Ägyptischen Christentums. Leipzig 1904; T. Orlandi, S. In: Dictionnaire de la Spiritualité 14, 1990, 797–804.

Markus Vinzent

### Scribonius Largus

1. Hälfte 1. Jh. n. Chr.

Ein Arzt, der ernsthaft die Frage stellt, ob man Epilepsie mit dem Blut eines getöteten Gladiators heilen kann, würde sich heute keines großen Patientenkreises erfreuen. Im Rom der frühen Kaiserzeit, wo die alte, von magischen Vorstellungen durchdrungene Volksmedizin mit der griechischen Wissenschaft konkurriert, bedeutet schon die Problematisierung als solche einen Fortschritt, und der genannte Mediziner kann selbst bei Hof durchaus reüssieren. – Alles, was wir über S. wissen, ist aus seinem Werk erschlossen: Kurz vor der Zeitenwende geboren, wurde er unter Tiberius zum Arzt ausgebildet. Er war entweder ein Freigelassener der Scribonii oder (eher) ein frei geborenes Mitglied derselben Familie. Mit beiden Möglichkeiten ist es nicht unvereinbar, daß er in der Gunst eines mächtigen Freigelassenen stand, nämlich des C. Iulius Callistus, der 47 n. Chr. das Hofamt *a rationibus* (Rechnungsführung) übernommen hatte. Dieser dürfte ihm eine Position in der Umgebung des Claudius – wenn auch kaum als kaiserlicher Leibarzt – verschafft haben. Bei einer nicht näher bestimmbareren Gelegenheit, jedenfalls noch vor dem Ende der Messalina 48 n. Chr. (sie erscheint als *Gattin dei nostri Caesaris!*) bat Callistus den S. um einige Rezepte, worauf dieser gleich eine Sammlung im Umfang eines ganzen Buches zusammenstellte und sie seinem Gönner mit einer ausführlichen, formvollendeten Einführung übersandte.

Die Rezeptsammlung *Compositiones* ist das einzige erhaltene Werk des S. Sie zeigt ihren Verfasser als praxisorientierten, einseitigem Spezialistentum abgeneigten Arzt, wenn auch nicht unbedingt als strengen Vertreter der empirischen Schule. Von den drei Teilbereichen der Medizin – Diätetik, Pharmazie, Chirurgie – bevorzugt er eindeutig den zweiten, wie er denn auch der einzige ist, der *medicina* von *medicamentum* ableitet. Die 271 Kapitel des Werks folgen bis zum 163. der traditionellen Anordnung *a capite ad calcem*, dann behandeln sie die einzelnen Anwendungsbereiche

interpretation 1–8. 1996 [Übers.]; D. Blank/N. Kretzman, A. & Boethius On Aristotle On Interpretation 9. 1997 [Übers.; alle in der Reihe The Ancient Commentators on Aristotle, London]; Y. Pelletier, Les attributions (catégories): le texte aristotélicien et les Prologomènes d'A. Montréal 1983 [Übers. und Erl.]. – Lit.: K. Verrycken, The Metaphysics of A. son of Hermias. In: R. Sorabji (Ed.), Aristotle Transformed. London 1990, 199–231; Tae-Soo Lee, Die griechische Tradition der aristotelischen Syllogistik in der Spätantike. Göttingen 1984 [zum Komm. zu den Analytica priora].

Rainer Thiel

## Ampelius

Lucius Ampelius; vermutl. 4. Jh. n. Chr.

Wenn wir in Erfahrung bringen wollen, was in der Antike zum Schulwissen gehörte, stoßen wir bald an die Grenzen unserer Kenntnis: Während viel »große« Literatur gut überliefert ist, hat kaum ein Schulbuch die Antike überlebt. Und wenn uns mit dem *Liber memorialis*, dem »Merkbuch«, des A. doch ein solches Werkchen erhalten ist, dann doch nur durch einen nicht geringen Zufall: Der in Leiden wirkende Gelehrte Claude de Saumaise (Claudius Salmasius) hatte sich den Text aus einer alten mittelalterlichen Handschrift in ein Heftchen abgeschrieben, dieses dann aber zwanzig Jahre lang unbeachtet gelassen. Als ihn dann sein Verleger bat, ihm für eine neue Auflage seiner Edition des Florus etwas mehr Material zu liefern, bot er dem Verleger zunächst Notizen zu jenem Autor an, die er vor langer Zeit »fast noch als Knabe« angefertigt hatte. Der Verleger lehnte diese Notizen als zu umfangreich ab; da fiel de Saumaise wieder das alte Heftchen ein – und so erschien der *Liber memorialis* des A. erstmals 1638 im Druck.

Das Werk, das man aufgrund seiner Sprachform meist ins 4. Jh. n. Chr. datiert, bietet in sehr komprimierter Form Wissenswertes über Kosmologie, Geographie, Weltwunder, Götterwelt und vor allem Geschichte: Die Abfolge der Weltreiche wird von den Assyern, Medern und Persern und über Spartaner, Athener und Makedonen bis zu den Römern geführt. Deren Geschichte wird dann etwas ausführlicher dargestellt; dabei gibt es Antwort auf manche Themen, die antike (und heutige) Schüler bewegen: »Wieviele berühmte Scipionen gab es, denen aufgrund ihrer Erfolge Beinamen gegeben wurden«, »der Ablauf (*ordo*) des Marius-Krieges« und »die drei Punischen Kriege«, aber auch Fragen der Struktur und der Verfassung der römischen Republik. – Die Angaben sind dabei oft arg verkürzt, ja gelegentlich auch falsch (was freilich auch heute noch bei Schulbüchern vorkommen soll). Doch wenn seit 1638 fast fünfzig verschiedene Ausgaben von A.' *Liber memorialis* erschienen sind, so zeugt dies davon, daß ein solches »Merkbuch« auch in der Neuzeit einen Bedarf nach kompakter Information über das (antike) Schulwissen befriedigte – Claude de Saumaise (und seinem Verleger) sei Dank.

Ed.: M.-P. Arnaud-Lindet. Paris 1993 [mit Übers. und Erl.]. – Lit.: P.L. Schmidt, L.A. In: HLL 5, 1989, 175–179.

Kai Brodersen

## Anakreon

Geb. um 570 v. Chr. in Teos/Ionien; gest. um 485 v. Chr.



»Die gesamte Dichtung A.s handelt von Erotik« (Cicero). Dieses Urteil ist charakteristisch und paßt überwiegend für die uns erhaltenen geringen Reste dieses letzten großen Dichters der Monodie, d. h. des lyrischen Einzeltvortrags im Gegensatz zur Chorlyrik, der im Altertum zu den neun kanonischen Lyrikern zählte. Die Alexandrinischen Gelehrten (3./2. Jh. v. Chr.) gaben sein Werk in fünf Büchern heraus (drei Bücher Lyrik, je ein Buch Iambik und Elegien). Daß das Werk A.s eine größere Spannweite besaß, als es das spätere Bild des Dichters erkennen läßt, zeigt ein erhaltenes böses Spottgedicht auf einen dekadenten Neureichen (frg. 54 Diehl). Der überwiegende Teil seines erhaltenen Oeuvres behandelt jedoch Facetten der Liebe, sowohl zu Frauen, als auch zu schönen Knaben, in meist nur wenige Verse umfassenden Gedichten. Diese waren für den unterhaltenden Vortrag bei Symposien gedacht, welche an den Tyrannenhöfen abgehalten wurden, wo A. tätig war, zuerst bei Polykrates von Samos, dann bei Hipparch von Athen, danach bei den Aleuaden von Larissa. Die Verbindung von distanzierter Leichtigkeit und feinfühligster Schilderung liebender Leidenschaft zeichnen A. vor allen anderen Dichtern aus. So bezeichnet er Wahnsinn und inneren Aufruhr als »die Würfel des Eros« (frg. 34). Hier wird pointiert der Kontrast zwischen dem kindlichen Wesen des Knaben Eros und den durch ihn bewirkten heftigen Gefühlen zum Ausdruck gebracht, was sich später z. B. bei Apollonios Rhodios und Apuleius wiederfindet. Typisch für seine erotische Metaphorik ist das Bild des Thrakerfüllens, das für eine junge Thrakerin steht, welche den »kundigen Reiter« flieht (frg. 88), wovon Horazens Ode 1,23 angeregt ist. Als erster uns bekannter Dichter bezeichnet A. sich als »trunken vom Eros« (frg. 17). Im Gegensatz zu Sapphos »bittersüßem Eros« kennt A. den Zustand, daß er gleichzeitig liebt und nicht liebt (frg. 79). Er stellt so distanziert das dichte Nebeneinander von Verstörtheit und Vernunft dar. In dieselbe Richtung gehen Gedichte, wo er seine Verliebtheit in Sprachspielen wie dem Polyptoton (ein Wort in verschiedenen Flexionsformen wiederholend) beschreibt (frg. 3). Generell ist seine Sprache ausgefeilt und oft reich ornamentiert. Ein weiteres Thema ist die Altersklage, welche z. T. mit Selbstironie oder einer Pointe gewürzt ist (frg. 5). Auffallend ist sein ausgeprägtes koloristisches Empfinden, z. B. wenn Eros am angegrauten Bart A.s im Windhauch seiner goldglänzenden Schwingen vorbeifliegt (frg. 53).

In einer weithin charakteristischen Verkennung des Unterschiedes zwischen dem fiktiven dichterischen Ich und der Person des Autors galt A. den Späteren als ewiger Trinker und liebester Alter (Seneca; bildende Kunst). Seine elegante und anmutige, fast schwerelose Dichtung regte vom Hellenismus bis in die byzantinische Zeit (14. Jh.) zur Imitation in den sogenannten *Anakreontika* an, die lange Zeit fälschlicherweise A. selbst zugeschrieben wurden. Sechzig von diesen Gedichten sind in einer uns erhaltenen Sammlung vereinigt, wobei ein relativ begrenzter thematischer Bereich der Erotik in reicher sprachlicher und motivischer Variation behan-

delt wird. Ab dem 16. Jh. finden sich Übersetzungen und Adaptionen dieser Sammlung in zahlreichen modernen europäischen Sprachen. Diese Entwicklung gipfelt in der Anakreontik des 18. Jh. (Belleau, Goethe u. a.), beeinflusste indirekt aber auch Autoren wie Voltaire und Lord Byron.

Ed.: D. A. Campbell, *Greek Lyric Poetry II*. Cambridge, Mass. 1987, 22–247 [mit Übers., A. und Anakreontika]; D. A. Campbell, *Greek Lyric Poetry*. Bristol 1967, 67–73 [Text], 313–331 [Komm.]; E. Diehl, *Anthologia Lyrica Graeca I*. Leipzig 1936, 160–192; M. L. West, *Greek Lyric Poetry*. Oxford 1994, 102–110 [Übers.]. – Lit.: P. Rosenmeyer, *The Poetics of Imitation. A. and the Anacreontic Tradition*. Cambridge 1992, 239–266 [mit Übers. aller Anakreontika]; H. Fränkel, *Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums*. München 1962, 332–346 [mit ausgewählten Gedichten in dt. Übers.].

Karla Pollmann

## Anakreontika → Anakreon

### Anaxagoras

Geb. um 500 v. Chr. in Klazomenai bei Smyrna; gest. um 428 v. Chr. in Lampsakos

Nach einer eindrucksvollen Reihe italischer Philosophen (Pythagoras, Xenophanes, Parmenides, Zenon, Empedokles) kehrt mit A. die griechische Philosophie wieder in den Osten zurück. Aufgewachsen in Ionien, verbringt er drei Jahrzehnte seines Lebens in Athen, wo er ein Freund des Perikles wird. Gegner des Perikles, die mit dem Angriff auf den Philosophen den Staatsmann treffen wollen, klagen ihn der »Gottlosigkeit« an (wie später Sokrates). A. verläßt Athen; in Lampsakos, an der Südküste des Hellespont, findet er eine neue Heimat.

Wie Empedokles und später Leukipp und Demokrit akzeptiert A. die Grundthese des Parmenides: Was ist, kann nicht entstehen aus und vergehen ins Nichtsein. Und gleich den anderen »Pluralisten« sucht er die empirische Welt vor den Konsequenzen der eleatischen Logik zu retten. Da die Pluralität der Welt nicht aus einer ursprünglichen Einheit entstanden sein kann, muß sie elementar sein. In zwei zentralen Punkten unterscheidet sich seine Antwort von der der anderen. Nicht aus vier primären Elementen (Empedokles) oder aus einer homogenen Materie (Atomisten) entsteht die Welt, sondern aus einer universalen Mischung aller sich später formierenden Dinge. Sämtliche natürlichen Substanzen existieren von Anfang an – und zwar in jedem Materiepartikel; d. h. in einem gewissen Sinn bewahrt jedes Teilchen den Urzustand der Welt. Doch entfernt sich A. nicht völlig vom Konzept der Elemente. Kein Körper enthält alle Substanzen in gleichen Proportionen; die in ihm dominante Substanz bestimmt seine Natur und äußere Erscheinung. Und wie jeder Körper insgesamt, enthält auch jedes noch so kleine seiner Teile immer noch eine unendliche Zahl von Bestandteilen. A. postuliert (gegen Zenon) die unendliche Teilbarkeit der Materie. Der Urzustand der Materie ist eine vollkommene Mischung all der unvergänglichen Teilchen, aus denen in der Folge die Welt entsteht: »Alle Dinge waren zusammen, unendlich an Zahl und an Kleinheit. Keines (der Dinge) war sichtbar der Kleinheit wegen, denn alles umfaßten *áēr* und *aithēr*, beide unend-

lich.« Diese Urmasse ruht. Eine externe Kraft versetzt sie in Bewegung und initiiert so die Kosmogonie. In der ersten entscheidenden Phase trennt diese Rotation *áēr* und *aithēr* voneinander – die beiden polaren Urzustände der Materie. *áēr*, das überwiegend Dichte, Kalte, Feuchte, Dunkle, sammelt sich im Zentrum und verdichtet sich zur Erde, *aithēr*, das überwiegend Dünne, Heiße, Trockene, Helle, wird in die äußeren Bereiche des Kosmos geschleudert und bildet den Himmel.

A. antwortet damit auf eine andere Forderung der Eleaten – die Bewegung und Veränderung der Materie kann nicht mehr (wie von den Milesiern) als etwas Gegebenes betrachtet werden; sie verlangt eine Erklärung. Er postuliert eine elementare Kraft, die den kosmischen Prozeß lenkt – die rationale Kraft des Geistes. Diese zum ersten Mal klar vollzogene Trennung zwischen bewegender Ursache und bewegter Materie und die Identifikation dieser Ursache als Geist (*nous*) werten die antiken Kritiker einmütig als seine herausragende Leistung. »Alle anderen (Dinge) haben einen Anteil von allem, doch (der) Geist ist unendlich (*ápeiron*) und autark und mit nichts gemischt, sondern völlig allein bei sich selbst. Er ist das feinste und reinste von allen Dingen und hat alles Urteil (oder: Wissen) über ein jedes und größte Macht; und alles, was Leben hat, beherrscht (der) Geist.« Dieser besitzt für A. viele Qualitäten eines immateriellen göttlichen Prinzips. Er ist *ápeiron*, in(de)finit in seiner Ausdehnung (er ist überall, wo Materie ist; nicht wahrnehmbar und ohne sich mit ihr zu verbinden, durchdringt und beherrscht er sie), in seiner Zeit (er existiert immer), in seiner inneren Unbegrenztheit (er ist ungemischt und homogen). Er hat Bewußtsein und Erkenntnis, er verantwortet die Bewegung und rationale Ordnung der Materie. Zur organischen Welt hat der Geist ein besonderes Verhältnis. Während er der ruhenden Materie insgesamt nur den ersten Anstoß gibt, beherrscht er die Lebewesen kontinuierlich. Eingepflanzt in ihren Körper enthalten sie alle einen Anteil Geist, der sie zu Lebewesen macht: ihre Lebensenergie (die *psyché*). Mit dieser Konzeption eines souveränen, von der Materie getrennten Geistes als letzter Ursache der Ordnung der materiellen Welt und des Lebens entdeckt A. im Keim die (für Platon und Aristoteles fundamentale) teleologische Erklärung der Welt.

Ed.: Kirk/Raven/Schofield, 352–384; dt., 386–420. – Lit.: M. Schofield, *An Essay on A.* Cambridge 1980.

Peter Habermehl

### Anaxarch

Anaxarchos; geb. um 380 v. Chr. in Abdera; gest. 323 v. Chr. auf Zypern

A. war Anhänger der Lehren des Sophisten Protagoras und des Atomisten Demokrit, die beide, wie er, aus Abdera stammten. Als Lehrer des Pyrrhon von Elis, des Begründers der philosophischen Schule der Skeptiker, ist er einer ihrer geistigen Wegbereiter. Zusammen mit Pyrrhon begleitete er Alexander den Großen, den er durch Schmeicheleien zu gewinnen wußte, auf seinen Feldzügen nach Asien. Wegen seiner unerschütterlichen Gemütsruhe, die er zugleich als höchstes Ziel menschlichen Strebens erachtete, erhielt er den Beinamen *eudaimonikós* (der Glückselige).

Von den Schriften des A. sind lediglich zwei kleine Fragmente aus einer Über das Königtum betitelten Abhandlung erhalten. Darin heißt es: »Vielwissen . . . nutzt dem

## Solinus

Gaius Iulius Solinus; Mitte 3. Jh. n. Chr.

In seinen *Collectanea rerum memorabilium* (Sammlung von Merkwürdigkeiten) trägt S. Kuriositäten über Menschen, Tiere, exotische Bäume und Mineralien aus aller Herren Länder zu einer unterhaltsamen Lektüre zusammen und streut sie in den nach der Geographie geordneten Text ein. Den Anfang des Werkes bildet Rom (mythische Frühzeit, römische Geschichte, Kalenderwesen, Augustus), gefolgt von Betrachtungen zur Anthropologie. In der Form des Periplus, der »Umfahrt«, beschreibt S. die Erde: Europa (Italien, Griechenland, Gebiet des Pontus, Skythien, Germanien, Gallien, Britannien, Spanien), Africa (von Mauretanien bis Ägypten) und Asien (Arabien, Syrien, Kleinasien, Gebiete um das Kaspische Meer, Innerasien, Indien, Parthien, die *insulae Gorgades*, die Hesperiden). Die Sprache des 56 Kapitel umfassenden Werkes ist schwülstig. S. schöpft größtenteils aus der *Naturalis historia* des Plinius, außerdem aus Pomponius Mela, Sueton und indirekt aus Varro. In Spätantike und Mittelalter werden die *Collectanea* viel gelesen, u. a. von Martianus Capella. – Anhaltspunkt für die Datierung des Werks, von dem eine zweite Fassung mit dem Titel *Polyhistor* vorliegt, ist u. a. die Tatsache, daß S. von Byzanz statt von Konstantinopel spricht.

Ed.: Th. Mommsen. Berlin 1895. – Lit.: K. G. Sallmann, Die Geographie des älteren Plinius in ihrem Verhältnis zu Varro. Versuch einer Quellenanalyse. Berlin, New York 1971; H. Walter, Die *Collectanea rerum memorabilium* des C. Iulius S. Ihre Entstehung und die Echtheit ihrer Zweitfassung. Wiesbaden 1969.

Sabine Grebe

## Solon

Geb. um 640 v. Chr. in Athen; gest. um 560 v. Chr.

»Mit dem Altern zugleich lerne ich vieles dazu« (frg. 22 Diehl). Dieses auf Bescheidenheit und Lebensbejahung beruhende Bekenntnis S.s wendet sich gegen seinen ionischen Dichterkollegen Mimnermos, der beklagt, daß im Alter die geistigen Kräfte verfallen und es das Beste wäre, im sechzigsten Lebensjahr ohne Krankheit zu sterben. S. »korrigiert« dies in derselben Elegie auf das achtzigste Lebensjahr, so daß der Kontrast zwischen positiver Jugend und negativem Alter, der bei Mimnermos so zentral ist, an Bedeutung verliert. Ebenso postuliert S. gegen Mimnermos, daß im Alter die Freuden der Liebe nicht aufhören und auch der Tod eines alten Menschen einen schmerzlichen Verlust für die Freunde bedeuten kann.

S. gilt als der erste attische Dichter, ist ein Bewunderer Sapphos und der einzige wichtige Dichter Athens vor Aischylos. Er stellt seine Dichtung direkt oder indirekt in den Dienst seiner politischen Idee des Ausgleichs der Stände. Er bedient sich der Poesie anstelle der Prosa, da man sich leichter an diese erinnere; in ihr möchte er seine Adressaten durch Argumentation überzeugen, wobei die Iamben eher polemisch, die Elegien eher reflexiv vorgehen. Hineingeboren in eine Zeit schwerer sozialer Kämpfe zwischen dem grundbesitzenden Adel und den verarmten Lohnarbeitern bzw. Kleinbauern, wurde S. 594 als Archon zum Schiedsrichter (*diallaktes*)

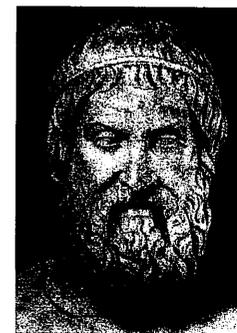
mit besonderen Vollmachten gewählt. Er legte die Verfassung fest und kodifizierte das Recht, wobei er die meisten Gesetze Drakons aufhob und demokratischere Regelungen einführte, wie das Recht eines jeden athenischen Bürgers, vor Gericht zu gehen. Ferner befreite er die versklavten Bürger und beseitigte die Schuldknechtschaft (*seisákhtheia*), so daß die Hypothekensteine von den Äckern verschwanden. Dabei bemühte er sich als ein »Grenzstein zwischen den Ständen« um größtmögliche Unparteilichkeit, weswegen er »wie ein von Hunden eingekreister Wolf« nach allen Seiten kämpfen mußte (frg. 24). Grundlegend für seine Welt- und Menschensicht ist, daß er die Verantwortung für die gegenwärtigen Zustände den Göttern abnimmt und den Menschen auferlegt (frg. 3 und 10). Er plädiert für die Schaffung und Anerkennung einer guten sozialen und moralischen Ordnung (*eunomia*) zum Wohle des Staates. Immer wieder wirbt S. für Gutsein und Maßhalten, was er selbst dadurch vorlebte, daß er auf dem Zenit seiner politischen Macht diese nicht für seinen eigenen Vorteil mißbrauchte »wie eine Beute im Jagdnetz« (frg. 33). Er war kein Asket, sondern befürwortete redlich erworbenen Reichtum. S. zählt zu den Sieben Weisen, und es werden ihm die dem Apollo in Delphi geweihten Sentenzen »Erkenne Dich selbst« (*gnōthi sautón*) und »Nichts im Übermaß« (*mēdén ágan*) zugeschrieben. Von den 5.000 Versen seiner Elegien sind etwa 220 Verse, von den Iamben und Epoden etwa 70 erhalten.

Ed.: D. A. Campbell, Greek Lyric II. Cambridge, Mass. 1987, 104–155 [mit Übers.]; D. A. Campbell, Greek Lyric Poetry. Bristol 1967, 29–37 [Text], 231–253 [Komm.]; Z. Franyó, Frühgriechische Lyriker I. Berlin 1971, 28–55 [Übers.]; E. Ruschenbusch, Sólōnos nomoi. Die Fragmente des solonischen Gesetzeswerkes mit einer Text- und Überlieferungsgeschichte. Wiesbaden 1966 [Komm.]. – Lit.: V. Ehrenberg, From S. to Socrates. New York 1973, 62–76 [S. als Politiker]; H. Fränkel, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. München 1962, 249–273 [mit Übers. ausgewählter Gedichte].

Karla Pollmann

## Sophokles

Geb. 497/96 v. Chr. in Athen; gest. 406/405 v. Chr. ebenda



Seit 534 v. Chr. waren Aufführungen von Tragödien in Athen in die Großen Dionysien eingebettet, das repräsentative Fest der Stadt Athen zu Ehren des Gottes Dionysos. Die Form der Aufführung war der Wettkampf (*agón*): Nach der Aufführung von 20 Dithyramben (Chorlieder erzählenden Inhalts) am ersten Festtag und fünf Komödien am zweiten blieben die restlichen drei Tage den Tragödien vorbehalten. Drei Dichter stellten sich mit je vier Stücken, der sog. Tetralogie (drei Tragödien und einem Satyrspiel) dem Publikum. Welchem Tragiker der erste Preis zufallen sollte, hatte ein in einem komplizierten Verfahren gewähltes Schiedsrichtergremium zu entscheiden. S.' erster Auftritt als Tragiker in Athen war ein *coup de théâtre*: Bei seinem Debüt im Jahre 468 verwies er Aischylos, den Altmeister der Gattung Tragödie, auf den zweiten Platz. Auch in der Folgezeit blieb S. äußerst erfolgreich: Dreißigmal trat er zum Agon an und errang 18 Siege. Dritter, d. h.

begleitet er Alexander den Großen auf seinem Zug nach Indien, wo er mit ›Gymnosophisten‹ und Magiern, also indischen Fakiren in Kontakt gekommen sein soll. Nach der Rückkehr lehrt er in seiner Heimatstadt Philosophie und bringt es dort zu hohem Ansehen.

Seine Lehre ist nur aus Werken seines Schülers Timon von Phleius und einem polemischen Referat des Peripatetikers Aristokles rekonstruierbar. Demnach vertritt P. die Ansicht, alle Dinge seien gleichermaßen unterschiedslos (*adiáphora*, was ontologische Unterschiedslosigkeit ebenso bedeuten kann wie gnoseologische Ununterscheidbarkeit oder axiologische Gleichgültigkeit), unbeständig und unbestimmbar (nur das Göttliche und das Gute scheint er als ewig beständig von diesem Verdikt auszunehmen). Weder Sinneswahrnehmungen noch Meinungen seien wahr oder falsch. Man müsse sich daher von Meinung, Neigung und Emotion freihalten, sich insbesondere aller bestimmten Urteile und Aussagen über die Dinge enthalten. Nur auf diesem Wege erlange man am Ende Seelenruhe und innere Unerschütterlichkeit (*ataraxía*), ein Ziel, das er mit Epikur und der Stoa teilt. Erkenntnistheoretische und ethische Motive sind in Ps Denken so unauflöslich verschränkt, daß selbst sein primäres Frageziel nicht eindeutig auszumachen ist. Die Wurzeln liegen unverkennbar in der Sokratic: maßgebliche Anstöße kommen von megarischer (Bryson), kyrenaischer (Aristipp) und kynischer Seite. Über Anaxarch fließt ferner Demokriteisches ein. Daneben gibt es Beziehungen zu Eleatismus und Sophistik. Nicht völlig auszuschließen ist sogar ein Einfluß indischer Philosophie.

Seine Zeitgenossen beeindruckt P. weniger durch seine Lehre als durch Lebensführung und innere Haltung. Seine stets gleiche Gemütsverfassung, seine Bedürfnislosigkeit werden gerühmt. Doch neigt er auch zu Theatralik und provozierender Demonstration bis hin zu absurden Konsequenzen. Um seine Mißachtung aller Sinneswahrnehmung zu zeigen, läuft er unbeirrt vor fahrende Wagen, geht auf Abgründe und bissige Hunde zu (meist retten ihn Freunde, worauf er offenbar rechnet, wie Gegenbeispiele zeigen). Selbst als der Freund Anaxarch in ein Sumpfloch fällt, geht er achtlos vorbei, wofür dieser ihn ausdrücklich lobt. Zur Demonstration der Gleichgültigkeit aller Dinge und Werte wäscht er eigenhändig ein Schwein, trägt Geflügel und Ferkel zum Markt. Während eines Seesturms hält er gar ängstlichen Mitreisenden ein ruhig fressendes Schwein als Vorbild vor. Derlei Anekdoten machen P. bald zur legendären Figur.

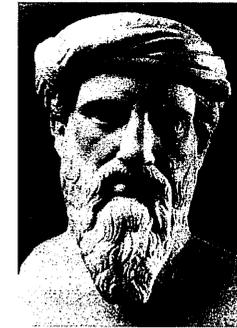
Ps ›Schule‹ scheint mit Timon erloschen. Die Skeptiker der Mittleren Akademie (Arkesilaos, Karneades) berufen sich trotz sachlicher Gemeinsamkeiten nicht namentlich auf P. Umso nachdrücklicher tut dies die jüngere ›pyrrhonische‹ Skepsis um Ainesidemos (1. Jh. v.Chr.) und Sextus Empiricus (2. Jh. n.Chr.), die seine Lehre adoptieren und erweiternd ausgestalten. Seinem Ruf des radikalen Zweiflers gemäß sehen sich auch die großen Skeptiker der Neuzeit von Montaigne über Gassendi, Bayle und Hume bis B. Russell sämtlich als Pyrrhoneer in seiner Nachfolge.

Ed.: F. Deleva Caizzi. Neapel 1981 [Testimonia]; J.-P. Dumont, *Les sceptiques grecs*. Paris 1966, <sup>2</sup>1989, 7–48 [Übers.]. – Lit.: G. Giannantoni (Ed.), *Lo scetticismo antico*. 2 Bde. Rom 1981; J.-P. Dumont, *Le scepticisme et le phénomène*. Paris 1972, <sup>2</sup>1986; L. Robin, *P. et le scepticisme grec*. Paris 1944.

Manfred Kraus

## Pythagoras

Geb. um 575/70 v.Chr. in Samos; gest. um 500 v.Chr. in Metapontum



Wie ein Vierteljahrhundert vor ihm Xenophanes, und wohl ebenfalls aus politischen Gründen (Polykrates' Autokratie), verläßt der etwa fünfzigjährige P. seine Heimat Samos und emigriert in den Westen, ins süditalische Kroton, das heutige Croton in Kalabrien. Er wird offenkundig bald die geistige Autorität der Polis; eine Gemeinschaft von Anhängern sammelt sich um ihn, die etwa zwei Jahrzehnte lang die Geschicke Krotons bestimmt. In dieser Zeit erlangt die Stadt die Hegemonie über die Poleis des Umlands. Eine Oppositionsbewegung führt zum Sturz der Pythagoreer. P. verläßt die Stadt und gelangt nach Metapontum; dort stirbt er.

Die ›Schule‹ des P. – über deren Entstehung wir so wenig wissen wie über ihre Organisation – existiert insgesamt fast zwei Jahrhunderte lang. Sie entfaltet ihren Einfluß zunächst im griechischen Süditalien und Sizilien. Wachsender Widerstand nötigt Mitte des 5. Jh. die führenden Pythagoreer zur Emigration nach Griechenland. Die nun beginnende Diaspora der pythagoreischen Gemeinden unterbricht die Kontinuität ihrer philosophischen Tradition; sie ist verantwortlich für jene Entwicklung in zwei Richtungen, welche die der religiösen Praktik und Lehre des P. verpflichteten Orthodoxen – in der zeitgenössischen Terminologie die ›Hörer‹ – von den an philosophischer Arbeit Interessierten – den ›Forschenden‹ – scheiden wird. In dieser zweiten Gruppe vor allem, zu der Philolaos, der führende Pythagoreer des 5. Jh., zählt, sind die kosmologischen, mathematischen und metaphysischen Spekulationen festzumachen, die den Pythagoreismus zu einer der einflußreichsten Instanzen im griechischen Denken des 5. und 4. Jh. werden lassen. Um die Mitte des 4. Jh. stirbt mit der Generation der Philolaoschüler die pythagoreische Bewegung aus. Ihre ›Renaissance‹ in der Philosophie der Kaiserzeit steht unter neuen Vorzeichen.

Angesichts der schwierigen Quellenlage, die zuverlässige (chronologische) Zuweisungen einzelner pythagoreischer Gedanken weitgehend ausschließt, sollen im Folgenden nur Grundgedanken des vorplatonischen Pythagoreismus insgesamt dargestellt werden. Sämtliche philosophischen Disziplinen der Pythagoreer umfaßt und begründet die ›Mathematik‹, die mathematische Lehre vom Kosmos; sie liefert den Schlüssel zum Ganzen. ›Dinge sind Zahlen.‹ ›Dinge existieren als Abbild (*mímēsis*) von Zahlen.‹ ›Die Elemente von Zahlen sind die Elemente von Dingen; der ganze Himmel ist eine Harmonie und eine Zahl.‹ Diese (bei Aristoteles überlieferten) Zitate formulieren die Essenz pythagoreischer Welterklärung. Die Pythagoreer sehen die Welt organisiert als mathematische Ordnung; ihre *arché*, ihr ›Fundament‹ sind die Zahlen. Diesen Gedanken kleiden sie in eine prägnante Formel. Die vier Grundzahlen, 1, 2, 3 und 4 ergeben addiert 10. Diese Zahl 10 gilt als ›etwas Vollkommenes‹ – sie umfaßt ›die ganze Natur von Zahl‹ (Aristoteles). Graphisch dargestellt wird sie als die *tetraktýs*, als ›Vierheit‹.

Ein altes pythagoreisches Rätsel fragt: ›Was ist das Orakel in Delphi? Die Vierheit.

Sie ist die Harmonie, in der die Sirenen (singen).« Die wahre Quelle der Weisheit über die Welt ist die *tetraktýs* – die in vielfältiger Relation miteinander verbundenen vier ersten natürlichen Zahlen. In religiöser Sprache äußert das Rätsel ein philosophisches Versprechen: die mathematisch strukturierte Welt, der Kosmos, und alles, was in ihm geschieht, offenbart eine intelligible Ordnung und Rationalität. Die Basis dieser Ordnung ist die Zahl. Der Begriff »Harmonie« verweist auf den möglichen historischen Ausgangspunkt der gesamten Theorie, die – dem P. zugeschriebene – Entdeckung der mathematischen Struktur der Musik. Noten lassen sich zurückführen auf Zahlen; so entsprechen die drei Basisintervalle der griechischen Musik den numerischen Gleichungen 1:2 (Oktave), 3:2 (Quinte), 4:3 (Quarte). Dem Chaos des gesamten Tonspektrums erlegt die Harmonie, die inhärente mathematische Ordnung der Musik, *kósmos* auf – Ordnung und Schönheit. Die Kosmogonie der Pythagoreer sucht die mathematische Struktur der Welt aus ihren Anfängen zu erklären. Das »Eine«, der Urgrund aller Zahl(en), und so Ursprung und Grundprinzip (beides *arché*) der Welt, erlegt dem »Unbegrenzten«, dem chaotischen, undifferenzierten Urmaterial der Welt, »Grenze«, »Abgrenzung« auf: es verwandelt es in Zahlen. Als Anfang der beiden Zahlenreihen (freilich keiner der beiden angehörend) initiiert es die ungeraden und geraden Zahlen. So setzt das Eine dem »Unbegrenzten« eine »Grenze« und definiert es so als Ordnung (*kósmos*) – und damit Welt. Diese Ordnungsleistung durchwirkt die Welt: auch in den Beziehungen ihrer Bestandteile untereinander offenbart sie eine interne geordnete Struktur – wie vor allem das perfekte Uhrwerk der Gestirne belegt. In ihrer Gesamtheit ist die Welt also *kósmos* – Definition, Ordnung, Vollkommenheit, Schönheit – und »Kosmos«. Der frühe Pythagoreismus scheint das Wort zum ersten Mal für »Welt« verwendet zu haben.

Aristoteles' Kritik erfaßt gleichermaßen Leistung und Grenze des pythagoreischen Ansatzes. Die Pythagoreer entdecken den quantitativen Aspekt der Dinge; ihre Zahlentheorie beschreibt die formale, strukturelle Seite der Welt. Doch vernachlässigen sie hierüber deren qualitatives Moment, und identifizieren – unzulässig – das Materielle mit dem Formalen: die Realität insgesamt wird in mathematischen Kategorien beschrieben, die Zahl wird Materie.

Die Theologie der Pythagoreer offenbart sich als philosophische Neuinterpretation des archaischen Gedankens einer magischen »Sympathie«, einer engen, fast physischen Beziehung zwischen allen Lebewesen untereinander und der Natur insgesamt, einer universalen Verwandtschaft allen Lebens. Der Mensch als Teil der Welt ist verwandt mit der Welt, einem lebendigen, göttlichen Wesen. Das biologische Bild einer atmenden Welt und die physikalische Erklärung der Seele als »Luft« oder »Atem« kommen zur Deckung in der »beseelten« Natur beider: in der Seele konstituiert sich diese Verwandtschaft. Einen Gedanken, der in den Mysterienreligionen und im Orphismus angelegt ist, führt der Pythagoreismus konsequent zu Ende: Die Seele ist verwandt, ja identisch mit der Welt – mit einer göttlichen Instanz. Sie ist nicht allein der beste Teil des Menschen, sie ist unsterblich. Diese Qualitäten machen die Seele zum Instrument und Ziel philosophischer Selbstverwirklichung. Jenes frühe Ideal griechischer Religion, die Gottgleichheit (*homoiōsis theō*), läßt sich erreichen: durch die Arbeit an der Seele. Diese Arbeit ist die Philosophie, die Reflexion über die Welt, mit dem Ziel, sie besser zu verstehen – und

damit sich selbst. Der Philosoph, der die kosmische Ordnung, die ideale mathematische Harmonie und Vollkommenheit der (göttlichen) Welt studiert, reflektiert und reproduziert sie damit in seiner Seele: er selbst wird *kósmios* – »jemand, der *kósmos* besitzt«, Ordnung, Vollkommenheit, Schönheit. Was den Philosophen mit dem göttlichen Weltganzen, den »Mikrokosmos« mit dem »Makrokosmos« verbindet, ist das Element des *kósmos* in beiden. Dessen Aktualisierung verwirklicht die Gottgleichheit.

Ed.: Kirk/Raven/Schofield, 214–238, 322–350; dt., 237–262, 354–383. – Lit.: D.J. O'Meara, P. rev. ed. *Mathematics and Philosophy in Late Antiquity*. Oxford 1989; B.L. v.d. Waerden, *Die Pythagoreer*. Zürich, München 1979; W. Burkert, *Weisheit und Wissenschaft*. Studien zu P., Philolaos und Platon. Nürnberg 1962.

Peter Habermehl

## Querolus → Plautus

### Quintilian

Marcus Fabius Quintilianus; geb. um 35 n. Chr. in Calagurris am Ebro; gest. nach 96 n. Chr.

»Quintilian, oberster Bändiger der haltlosen Jugend, / du bist der Ruhm, Quintilian, der römischen Toga.« So umschreibt der Gelegenheitsdichter Martial das hohe Ansehen, das sein spanischer Landsmann als Rhetoriklehrer und als Anwalt genießt. Bei der Nachwelt steht der Name für das Werk: Seine *Unterweisung des Redners (Institutio oratoria)* ist die umfassendste und ausführlichste antike Darstellung der Redekunst.

Der Vater, selbst ein Rhetor, läßt ihn in Rom bei namhaften Grammatik- und Rhetoriklehrern ausbilden. Als Vespasian nach dem Triumph über das aufständische Judäa (71) das Bildungswesen mit öffentlichen Mitteln zu fördern beginnt, erhält Q. den ersten Lehrstuhl der römischen Geschichte, eine Professur für Rhetorik. Unter seinen Schülern befindet sich Plinius d.J., vielleicht auch Tacitus. Nach 20 Jahren zieht er sich aus Amt und Anwaltstätigkeit zurück. Domitian überträgt dem loyalen Emeritus die Erziehung seiner beiden zur Thronfolge bestimmten Adoptivsöhne und läßt ihn mit der Ehre eines Titularkonsuls schmücken. Diese für einen Vertreter seines Faches ungewöhnlich glanzvolle, von Zeitgenossen nicht ohne Neid beobachtete Karriere wird durch familiäres Unglück verdunkelt: Der Tod seiner fast noch jugendlichen Ehefrau und seiner beiden hoffnungsvollen Söhne im Kindesalter läßt ihn schließlich allein mit seinem Werk zurück.

Vor seinem Hauptwerk, das er im Ruhestand verfaßt, hat Q. eine Gerichtsrede und eine Abhandlung *Über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit (De causis corruptae eloquentiae)* veröffentlicht; beide Schriften sind heute verloren. Unter seinem Namen sind ferner zwei Sammlungen von Schulreden zu fingierten Rechtsfällen (*controversiae*) überliefert. Die eine, die sog. *Declamationes maiores*, enthält neunzehn vollständige Plädoyers zu teilweise romanesken Themen in einer üppigen, Pointe an Pointe reihenden Diktion; sie stammt wegen ihrer Unverträglichkeit mit seiner eigenen Lehre sicherlich nicht von Q. Die andere (*D. minores*), bestehend aus